1.f.1928.
51973
E612 II

Die Denkmalpflege

in der Provinz Westpreußen in den Jahren 1918 und 1919.

16. Bericht

an die Provinzialkommission zur Verwaltung der westpreußischen Provinzialmuseen zu Danzig

erstattet von

Bernhard Schmid
Provinzial-Konservator.

Danzig 1920.
Verlag des Provinzialverbandes von Westpreußen.
Kommissionsverlag von A. W. Kafemann G. m. b. H. in Danzig.

1928 : 895

35511
MIEJSKA W ELBLĄGU BIBLIOTEKA PUBLICZNA
CZYTELNIA REGIONALNA XV
51973 51986
3248
3235
1510

Druck: A. W. Kafemann G. m. b. H., Danzig.

Die Druckstöcke der Abbildungen sind von Albert Frisch, Berlin W. 35, angefertigt.

Alle Rechte vorbehalten.
Nachdruck und Nachbildung verboten.

Durch das Inkrafttreten des Versailler Friedensvertrages ist ein großer Teil der Provinz Westpreußen aus der Zugehörigkeit zum preußischen Staate ausgeschieden und der Vollzug dieser Abtretung ist nur eine Frage der Zeit. Der vorliegende 16. Bericht über die Denkmalpflege, der diesmal zwei Jahre umfaßt, gilt daher für ansehnliche, denkmälerreiche Teile der Provinz dem Abschluß einer Jahrzehnte langen Arbeit. In einer früheren Schrift aus Anlaß des 11. Tages für Denkmalpflege in Danzig 1910, konnte ich darauf hinweisen, daß man gerade in Westpreußen schon vor mehr als hundert Jahren auf den Weg der Denkmalpflege gelangte, in der 1803 geplanten, 1817 wirklich begonnenen Wiederherstellung der Marienburg. Seitdem ist Westpreußen eifrig bemüht gewesen, seinen alten Denkmälerbesitz zu erforschen, zu erhalten und zu pflegen und ganz besonders gilt das von dem am 1. April 1878 neu errichteten Provinzial-Verbande von Westpreußen. Daneben darf auch die Tätigkeit der preußischen Staatsverwaltung auf dem Gebiete der Denkmalpflege nicht vergessen werden. War doch der Staat der Hüter des größten Denkmälerbesitzes und als Patron an der Unterhaltung von mehreren hundert alten Kirchen beteiligt; die Kultus- und die Hochbauverwaltung teilten sich hier in die Arbeit. Wenn trotzdem die Erfolge im Ganzen genommen nicht so glänzend waren wie in anderen Provinzen, so lag das an der Eigenart Westpreußens. Schwere Kriege hatten unausgesetzt, bis in die napoleonische Zeit hinein, das Wirtschaftsleben erschüttert; in Jahrhunderte langer Fremdherrschaft war der Kulturzustand der Provinz, abgesehen von den großen Städten, vernachlässigt und zurückgeblieben. Vor allem bot die Beschaffenheit des Erdbodens außerordentliche Schwierigkeiten durch die scharfen Gegensätze: in Pommerellen sandigen, ertragsarmen Boden und unweit davon in den Niederungen Gefilde von ganz außerordentlicher Fruchtbarkeit, durchflossen von dem mächtigen, aber schwer zu bändigendem Strome, der Weichsel. Alles das bedingte in dem Grenzlande eine ungewöhnliche Anspannung aller wirtschaftlichen Kräfte für die Zwecke allgemeiner Landeskultur, wobei die Kunstpflege nicht so, wie anderswo, in vorderer Linie stand. Man spürte immer noch etwas von der knappen Lebensweise des Zeitalters der Befreiungskriege.

Die ersten Denkmalpflege-Berichte, die 1892 anfingen, sind Anlagen zu den Provinzial-Landtags-Verhandlungen und erst 1903 begann die Ausgabe selbständiger Berichte, die seit 1905 auch in den Buchhandel gelangten. Das Jahrzehnt unmittelbar vor dem Kriege war reich an Erfolgen und erweckte günstige Aussichten für die Zukunft. Ebenso groß war aber auch die Zahl der Instandsetzungs- und Herstellungspläne, die der Krieg einstweilen zunichte machte. Manche Pläne, wie die Herstellung der katholischen Pfarrkirche in Neumark, zogen sich durch diese ganze Periode, seit 1892 hin und standen erst jetzt vor ihrer Verwirklichung. Wir können nur den Wunsch aussprechen, daß unser Nachbarstaat sich in gleicher Weise der Denkmalpflege widmen möge, wie Preußen es tat, und es für den deutschbleibenden Teil Westpreußens auch ferner tuen wird.

Was hier aus den beiden letzten Jahren, die uns politisch so viel Schweres brachten, berichtet wird, ist nicht umfangreich, doch sind die Arbeiten an der Burgruine Schwetz, an dem Dombrowker Gutshause oder der katholischen Kirche in Schrotz immerhin erfreuliche Fortschritte in der Denkmalpflege. Da der Berichterstatter von Amts wegen in der Kriegergräber-Fürsorge tätig war, so mögen einige Mitteilungen über diese so zeitgemäße, dem Heimatschutz verwandte Aufgabe hier folgen. In gleicher Weise haben diesmal auch einige Berichte aus dem Vereinsleben hier Platz gefunden, da der Kommissionsbericht, der sie sonst aufnahm, schon seit mehreren Jahren nicht gedruckt ist.

Bis hierhin hat die westpreußische Denkmalpflege ihren Platz behauptet. Möge sie auch weiterhin Gönner und Förderer bei den Behörden und Helfer im Volke finden.

Marienburg Wpr., 31. Januar 1920.

Bernhard Schmid
Baurat und Provinzial-Konservator.

Inhaltsverzeichnis.

I. Denkmalpflege

1918.

Seite

1. Danzig, Haus Langgasse 45 5
2. Adl. Dombrowken (Landkreis Graudenz), Instandsetzung des alten Gutshauses 6
3. Schwetz, Instandsetzung der Burgruine 7

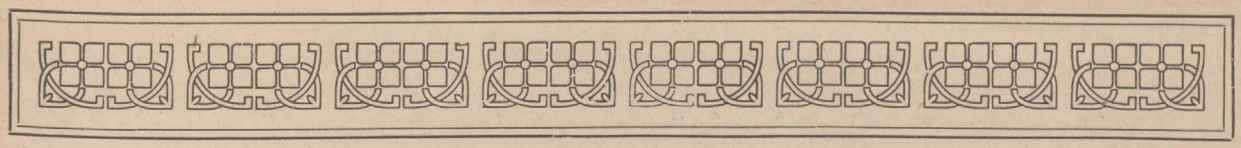
1919.

4. Cadinen, Instandsetzung der Kapelle 8
5. Elbing, Ausgrabungen auf dem Gelände des Ordensschlosses 8
6. Gollub, Instandhaltung der Ordensburg 9
7. Graudenz, Dachreparatur der kath. Pfarrkirche 9
8. Marienburg, Instandsetzung des Marientores 9
9. Schrotz (Kreis Dt. Krone), Wiederherstellung der Deckenmalereien in der kath. Pfarrkirche 10
10. Thorn, Erhaltung der Schloßruine 11

II. Kriegergrabmal-Beratung in Westpreußen . . . 12

III. Berichte von Altertums-Vereinen.

1. Elbing, Altertumsgesellschaft 22
2. Thorn, Coppernicus-Verein 23
3. Marienwerder, Historischer Verein 24



1918

1. Danzig. Haus Langgasse 45.

Das Eckhaus in der Langgasse gegenüber dem Rathause war vor einigen Jahren in den Besitz der Disconto-Gesellschaft Berlin übergegangen, und es wurde die Befürchtung laut, daß dieses Haus einem Neubau weichen müßte. Gerade bei diesem Bauwerk liegen aber ganz besondere kunstgeschichtliche Werte vor; es ist erheblich früher als das englische Haus (1568) entstanden, nach allgemeiner Annahme schon um 1560. Während dieses von einem deutschen Meister erbaut ist und die mehr deutsche Auffassung der Renaissanceformen zur Schau trägt, zeigt das Haus Langgasse 45 strenge italienische Formen, vermittelt durch einen niederländischen Künstler. 1559—1561 wurde der Aufsatz des Rathausturmes nach einem Brande von 1556 neu gebaut, und vielleicht hat dieser Bauvorgang den damaligen Besitzer des gegenüberliegenden Hauses veranlaßt, dem Neubau desselben besondere Sorgfalt zuzuwenden. Die Seitenfront schließt den Langen Markt nach Westen ab, als Gegenstück zu der hohen Ostwand des Rathauses. Mit sicherem Stilgefühl hat der Künstler durch klare Gliederungen und eine ansehnliche Achsweite von über 4,0 m hier eine Architektur geschaffen, die auch der Aufgabe als Platzabschluß zu dienen gerecht wird und im Maßstab zwischen den schmalen Dreifenster-Häusern und dem Rathause vermittelt. Römische Palastbauten von Bramante gaben das Vorbild für die Aufteilung der Wand und die einheitliche Anwendung der toskanischen Ordnung. Vignolas „Handbuch der Säulenordnungen" hat auf den Baumeister dieses Hauses noch keinen Einfluß ausgeübt. Leider sind der Bauherr und Baumeister nicht bekannt. Einen gleichartigen Triglyphenfries hat das Haus Langgasse 38, das am 15. Februar 1561 für Nicles von der Linde eingetragen wurde; Baumeister und Bildhauer müssen also dieselben gewesen sein. Aus dem Erbbuche sind die Namen früherer Besitzer von Langgasse 45 bekannt, dagegen nicht die während des 16. Jahrhunderts. Am 17. September 1616 wurde Engelbrecht König eingetragen; er stammt aus Schöppingen in Westfalen und wurde 1606 Bürger als Kaufmann, kam jedoch nicht in den Rat. Sein Vorbesitzer war der Gewandschneider Hans Höfelcke*), 1608 nachweisbar. Auf den Erbauer weisen die Buchstaben H C im Portale, die aber noch nicht gedeutet werden konnten. Das Anwesen diente, wie sich hieraus entnehmen läßt, als Kaufmannshaus, wozu auch die bevorzugte Lage verlockt.

In zahlreichen Bildern vom Langen Markte ist die Gebäudegruppe des Rathauses und des Eckhauses, mit dem Durchblick in die Langgasse künstlerisch dargestellt. Am berühmtesten ist Anton Möllers Zinsgroschen-Bild vom Jahre 1601. Aus späterer Zeit nenne ich nur Künstler, wie Ed. Meyerheim, Quaglio, Ulbrich, Hellingrath u. a. Dadurch rückt das Haus in die Gruppe derjenigen Denkmäler, die zum unveräußerlichen Kunstbesitz Danzigs gehören sollten. In dankenswerter Weise unterzog sich der Verein zur Erhaltung der Bau- und Kunstdenkmäler der Aufgabe, für den Schutz dieses Hauses zu wirken, und daraufhin erklärte die Direktion der Disconto-Gesellschaft im Januar 1918, daß sie alles in ihren Kräften stehende tun wolle, um sich dem Stadtbild anzupassen, in vollem Verständnis der Vereinsbestrebungen und überzeugt von der Notwendigkeit, das geschichtliche Stadtbild Danzigs nach Möglichkeit zu erhalten. Der darauf 1918 vorgenommene Umbau entspricht diesen Absichten. Tafel 1 zeigt das Haus nach einer Aufnahme von 1864, und daneben den heutigen Zustand. 1864 waren die von weißen Sandsteinstreifen belebten Rohbauflächen schon überputzt, und das mußte jetzt so bleiben. Die Erdgeschoß-Fenster, die schon früher zu Schaufenstern umgebaut waren, behielten zwar die vergrößerte Form und wurden sogar vermehrt, doch ist dieser Eingriff erträglich, da das architektonische Gerüst unverändert blieb. Es konnte dadurch die für den Bankbetrieb notwendige Lichtzufuhr des Erdgeschosses erzielt werden. Hoffentlich ist der Bestand des Hauses nun gesichert.

---

*) Die Entzifferung der radierten Stellen im Erbbuch, Abt. 300, 32, Nr. 11, verdanke ich Herrn Archivrat Dr. Kaufmann und der Archivgehilfin Fräulein Kloß.

2. Adelig Dombrowken (Landkreis Graudenz).

Instandsetzung des alten Gutshauses.

Im November 1915 teilte Herr Landrat Kutter dem Berichterstatter mit, daß das Dach auf einem Flügel des Gutshauses eingestürzt sei. Bei einer darauf vorgenommenen Besichtigung ergab sich, daß hier ein wenig bekanntes, wertvolles Baudenkmal stand, für deren Erhaltung auf alle Fälle zu sorgen war. Dombrowken war von jeher ein Lehngut im Gebiete Rheden; vom 14. bis zum 16. Jahrhundert saß hier die bekannte altpreußische Adelsfamilie von der Damerau, die aus dem Samlande stammt und eine gekrönte Jungfrau mit zwei Hörnern im Wappenschilde führt. Um 1600 wurde das Gut von der polnischen Familie von Sokolowski erworben, die 1619 hier schon erwähnt wird. Sie baute sich 1602 ein massives Gutshaus, wie die Inschrift der Wetterfahne besagt. Im 18. und 19. Jahrhundert hat Dombrowken mehrfach den Besitzer gewechselt, und im Anfang des 20. Jahrhunderts kam das Gut in den Besitz der Ansiedlungskommission, die das Gutshaus der neugebildeten Landgemeinde Boguschau überließ. Bei der genauen Untersuchung ergab sich folgender Baubefund:

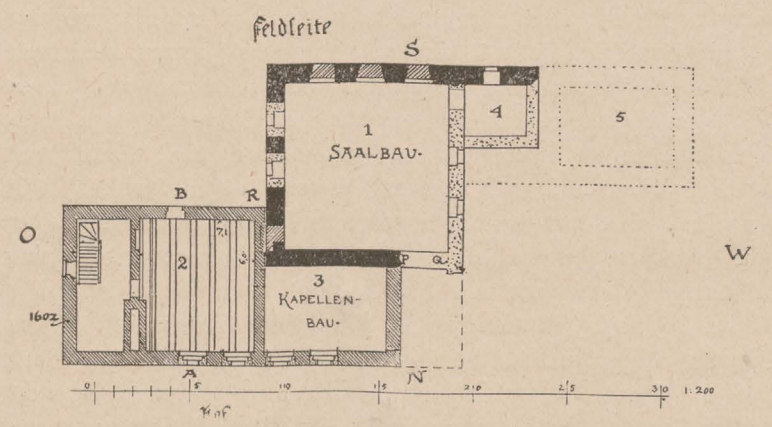


Abb. 1. Grundriß des alten Gutshauses in Dombrowken bei Graudenz. Maßstab 1 : 400.

1. Der ältere Teil, Abb. 1, Nr. 2, war ursprünglich zweigeschossig als Saalbau mit rd. 8,3 : 8,8 m Innenmaßen errichtet, wahrscheinlich als Anbau an ein älteres, gotisches Burghaus; daraus erklärt es sich auch, daß die jüngeren Bauteile winkelig angefügt sind und einen Teil des Ostgiebels am Saalbau verdecken.
2. Der jüngere Teil, Abb. 1, Nr. 1, enthält ein geräumiges Treppenhaus, und daneben in dreigeschossigem Aufbau unten einen Küchenraum mit alter Herdanlage, oben je einen Raum von 6,0 : 7,0 m Größe. Ursprünglich war auch dieser Teil zweigeschossig.
3. Den Winkel zwischen 1 und 2 füllt ein schmaler Bau, in dem nach alter Überlieferung unten eine gewölbte Kapelle lag, oben ein Wohnraum.

Der Ostgiebel des Bauteiles 2 hat in der Giebelspitze die Jahreszahl 1602. Hier bot auch die Innenausstattung mit profilierten Balkendecken und verzierten Treppengeländern noch bemerkenswerte Einzelheiten. Besonders wertvoll waren aber die beiden reichen Ostgiebel, die im Stile der Danziger Renaissance ausgeführt waren. Abb. 2.

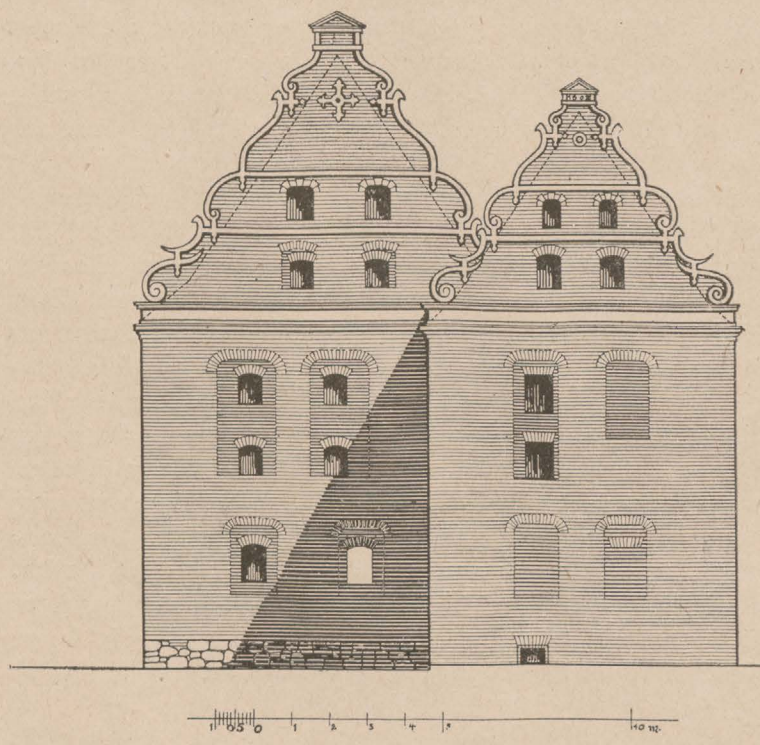


Abb. 2. Ostansicht des alten Gutshauses in Adl. Dombrowken. Maßstab 1 : 200.

Durch den Dacheinsturz über dem Saalbau 1 verlor dessen Ostgiebel den Halt, so daß er im Frühjahr 1917 auch einstürzte. Um so wichtiger erschien es, die noch erhaltenen Teile jetzt zu schützen, was dann auf Anordnung der Regierung in Marienwerder im Herbst 1917 geschah. Es wurden am Saal-

bau die schadhaften Wände ausgebessert, bis zur alten Traufhöhe wieder aufgemauert und verankert. Sodann wurde mit Verwendung alter Hölzer ein Notdach aufgebracht. Am Bauteil 3 wurde gleichfalls die Südwand im oberen Teil neu aufgeführt, der Dachstuhl ausgebessert, die Pfannendecke noch umgelegt, z. T. mit neuen Pfannen, und der Westgiebel instandgesetzt. Am Bauteil 2 wurde gleichfalls das obere Mauerwerk neu aufgeführt, der Dachverband am Sparrenfuß ergänzt, die Dachdeckung erneuert, und dann der schöne Giebel von 1602 von innen mit neuem Fugenverstrich versehen. Der niedrigere Anbau westlich von dem Saalbau erhielt ein Notdach. Durch alle diese Maßnahmen ist weiterem Einsturze vorgebeugt und der Bestand für längere Zeit gesichert. Der Wiederaufbau des Satteldaches über dem Saalbau mußte einem späteren Geschlechte überlassen bleiben.

Die Bauleitung der gesamten Arbeiten hatte der Vorstand des Königlichen Hochbauamtes Graudenz, Herr Regierungs-Baumeister G. Müller, dem für die Aufnahmen der Architekt Krüger zur Seite stand. Die Baukosten betrugen rund 4362 Mk., zu denen der Staat 2000 Mk., die Provinz Westpreußen 1000 Mk., der Kreisausschuß von Graudenz 362 Mk. und die Ansiedlungskommission 1000 Mk. beisteuerten. Außerdem trug der Staat die Aufnahmekosten mit rund 302 Mk.

Lit. Bau- und Kunstdenkmäler v. Westpreußen II, Heft 10, Seite 470. Froelich, Geschichte des Graudenzer Kreises. Danzig 1884. I. S. 62.

---

3. Schwetz. Instandsetzung der Burgruine.

Im Anschluß an die früheren Arbeiten — vergl. den Bericht für 1916, Seite 10 — wurde im Jahre 1918 hauptsächlich der Ostflügel vorgenommen, der in seinem Hauptgeschoß einst den Kapitelsaal enthielt. Es wurde das Kellergewölbe, das am Südende auf etwa 6,0 m Länge eingefallen war, ergänzt und das ganze Gewölbe wasserdicht abgedeckt; ferner wurden die Mauerkronen in ihrer jetzigen Höhe zur Abdeckung nach dem Cohausenschen Verfahren hergerichtet. Der Herdraum an der Nordecke dieses Flügels, neben der Wand des Kapellenkellers, in dem der Schutt besonders hoch lag, wurde ausgeräumt. Schädlicher Baum- und Strauchwuchs an und auf der Mauer wurde beseitigt. Die Arbeiten wurden durch den Vorstand des Wasserbauamts Culm, Herrn Baurat Müller, geleitet. 1919 ruhten die Sicherungsbauten. Wenn auch das gesamte 1914 aufgestellte Arbeits-Programm noch nicht durchgeführt, und namentlich der Abschluß gegen unbefugtes Betreten noch nicht erreicht ist, so sind doch alle die Schäden nun beseitigt, die zu weiteren Einstürzen führen könnten. Bei ordnungsmäßiger Aufsicht ist der Bestand der Ruine einstweilen gesichert.

1919

4. Cadinen (Landkreis Elbing). Instandsetzung der Kapelle.

Etwa 400 m südöstlich vom Schlosse Cadinen befindet sich auf einem jetzt dicht bewaldeten Hügel, dem Kapellenberge, eine kleine Kapelle von 2,40 : 2,50 m Größe, die zu dem 1682 gegründeten Franziskaner-Kloster gehörte. Sie ist ein bescheidener Putzbau unter niedrigem Zeltdache und wurde 1777 auf Veranlassung des Hofrates G. F. Hischek, des damaligen Pächters von Cadinen, erbaut. Inmitten der anmutigen Waldlandschaft mahnt sie zur Andacht und wirkt durch ihre schlichte Form so ansprechend. Innen ist ein von Andreas Trippenbach 1777 gemaltes Wandbild, Jesus fällt zum dritten Male unter dem Kreuze. Diese Kapelle stand schon lange offen, und mit sichtbaren Zeichen des Verfalles. Durch die Verwaltung der Herrschaft Cadinen wurde nun das Mauerwerk ausgebessert und verputzt, das Pfannendach neu gedeckt, innen ein neuer Fußboden aus einheimischen Fliesen gelegt und eine neue Tür hergestellt. Der Bestand ist dadurch für lange Zeit hinaus gesichert.

Lit. Dorr, Cadinen (Nordostdeutsche Städte u. Landschaften Nr. 11) Danzig 1900. S. 55.

---

5. Elbing. Ausgrabungen auf dem Gelände des Ordensschlosses.

Im Anschluß an frühere Grabungen (vergl. 12. Bericht 1914 Seite 11) wurde 1918 und 1919 östlich von dem damals freigelegten Keller von neuem gegraben, um die Grundmauern des ältesten Konvents-Hauses zu finden. Es wurde etwa 10 m östlich von dem Keller das Fundament eines kleinen Turmes von 3,30 : 4,80 m Grundfläche gefunden, das aber mit Benutzung eines älteren Mauerzuges drei spätmittelalterliche Mauern enthält. Für die Lage der einstigen Burgteile ist damit noch nicht viel gewonnen, zumal die Rücksicht auf den Baumbestand erschöpfende Grabungen verhindert. Überraschungreich ist aber die Ausbeute an Ziegelfunden. Es sind Gewölberippen und Formsteine von Fenster- und Türgewänden gefunden, von jeder Gruppe verschiedene Arten, so daß hier ein größerer, reich ausgestatteter Bau gestanden haben muß. Nach ihren Stilformen sind die Steine durchweg älter, als die 1914 gefundenen, sie gehören zum größten Teil dem 13. Jahrhundert an. Besonders sind zu beachten:

1. die 20 bis 21 cm breiten Rippen, die durch ihre unhandliche Größe der älteren Zeit des Ziegelbaues angehören, in der man noch mehr im Banne der Haustein-Baukunst war;
2. die Vierpaßplatten, die in tiefen Portalnischen zur Herstellung verzierter Lisenen gedient hatten; endlich
3. zwei Bruchstücke einer Gewandfigur, aus gebranntem Ton hergestellt. Der Verlauf der Falten beweist, daß beide Stücke zu einer Figur gehörten, wenn auch das Mittelstück fehlt. Erhalten ist der Teil vom Ellenbogen bis zum Gewandsaum, 33 cm hoch, so daß wir eine Gesamtgröße von 60 cm annehmen können. Der rechte Oberarm fehlt, er lag vermutlich auf der Brust; die Hand ist vielleicht dort zu suchen, wo das Gewand gerafft wird. Der linke Unterarm hängt frei herab und trägt ein nach unten gerichtetes Gefäß. Die Figur sollte also eine törichte Jungfrau mit leerer Öllampe darstellen, und dadurch sind wir berechtigt, die goldene Pforte der Schloßkirche in Marienburg zum Vergleich heranzuziehen. Dort stehen die Jungfrauen in den Kämpferstücken der reichgegliederten Bogenlaibung. Größe und Gewandbehandlung der Figuren sind hier, wie dort ähnlich, nur sind die Elbinger Bildwerke ein wenig größer und älter. Es ist zweifellos, daß diese Stücke von der Kapellenportal-Vorhalle herrühren, und da man Schutt nicht weit zu verschleppen pflegt, so muß hier das älteste Landmeisterschloß

gestanden haben, das 1251 zum Ordenshaupthaus in Preußen erklärt wurde und vielleicht zu jener Zeit im Bau begriffen war. Für die Kunstgeschichte des Ordenslandes sind die Funde daher von ganz besonderer Wichtigkeit. Die Ausgrabungen wurden von der Altertumsgesellschaft unter Leitung ihres Vorsitzenden, des Herrn Studienrats Dr. Ehrlich unternommen. Zu den Kosten gaben der Magistrat in Elbing und der Verein zur Herstellung und Ausschmückung der Marienburg namhafte Beihilfen.

---

6. Gollub. Instandhaltung der Ordensburg.

Kleinere Instandsetzungen der Ruinen und der unter Dach befindlichen Bauteile sind in den letzten Jahrzehnten wiederholt ausgeführt; der Bericht für 1908 bringt Mitteilungen hierüber. Es stellte sich aber doch die Notwendigkeit heraus, umfassende Sicherungsarbeiten auszuführen, was auch bei einer im Juni 1913 vorgenommenen Besichtigung von dem Herrn Konservator der Kunstdenkmäler des Preußischen Staates anerkannt wurde. Es wurde daraufhin Herr Regierungs-Baumeister F. K. Becker im Herbst 1913 mit der genauen Aufnahme der Burg beauftragt. Das Ergebnis ist ein am 24. März 1914 von dem Herrn Regierungs- und Baurat Imand und Regierungs-Baumeister Becker aufgestellter Entwurf, der die Bedachung des Ost- und Nordflügels mit Schutzdächern und die Herstellung des Kapellendaches im Südflügel vorsah. Der Ausbruch des Krieges brachte diese Pläne im August 1914 zum Stillstand. In den ersten Kriegsjahren war das dicht an der Grenze gelegene Schloß von deutschen Truppen belegt. Eine notdürftige Instandsetzung, soweit die Schäden von der Truppe verursacht waren, erfolgte auf Kosten der Heeresverwaltung. Am 6. April 1916 bewilligte dann der Herr Minister der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten 600 Mk. für Arbeiten an der Wohnung im Westflügel und im schwedischen Anbau. Für eine abermalige Instandsetzung der Wohnungsdächer bewilligte der Herr Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung die erforderlichen Mittel im September 1919.

Durch Regierungspräsidial-Verfügung vom 18. Dezember 1919 wurde sodann der hier wohnende wissenschaftliche Lehrer Georg Gebers zum Verwalter des Ordensschlosses bestellt. Herr Gebers hat die noch benutzbare Wohnung seit einigen Jahren gemietet und gedenkt dauernd in Gollub zu bleiben. Möchte es ihm gelingen, das freiwillig übernommene Amt erfolgreich durchzuführen.

---

7. Graudenz. Dachreparatur der kath. Pfarrkirche.

Im Frühjahr 1918 stürzte ein Teil des südlichen Hauptgesimses ein, wobei sich der schadhafte Zustand der Balkenköpfe als die Ursache des Schadens herausstellte. Des weiteren war die ganze Südhälfte des Kirchendaches sowohl undicht, als auch wegen der lose hängenden Pfannen für die Kirchgänger gefahrbringend. Da die dreischiffige Kirche pseudobasilikale Anlage hat, so ist die Dachfläche hier besonders groß. Als wertvolles Baudenkmal des 14. Jahrhunderts verdiente die Kirche besondere Sorgfalt. Es wurde im Jahre 1919 der schadhafte Dachstuhl ausgebessert, sodann die ganze Südhälfte des Schiffsdaches mit Falckschen Mönch-Nonnensteinen gedeckt und das Hauptgesims in der bisherigen, etwa 120 Jahre alten Form neu hergestellt. Die Bauleitung hatte Herr Regierungs-Baumeister Müller, Vorstand des staatlichen Hochbauamts in Graudenz.

Lit. Bau- und Kunstdenkmäler II, 10. Seite 491.

---

8. Marienburg. Instandsetzung des Marientores.

In der südlichen Häuserreihe des Marktes von Marienburg, den sogenannten Lauben, steht das Marientor, das durch seinen Massenaufbau für die Lauben von besonderem, baukünstlerischem Werte ist. Das Mauerwerk zeigt in allen fünf Geschossen bis oben hin noch den alten Zustand. Dagegen ist der obere Abschluß mehrfach verändert. Ursprünglich bestand er aus einem steilen Satteldach mit achtseitigem hohen

Dachreiter. So ist er auf dem um 1470—80 gemalten Marienburg-Bilde im Danziger Artushofe zu sehen. Im 17. Jahrhundert wurde eine dreimal abgestufte wälsche Haube aufgesetzt, die am 7. Februar 1838 abbrannte. In demselben Jahre wurde die Turmspitze wieder aufgebaut, und zwar jetzt in dem neugotischen Stile jener Zeit. Auf das Mauerwerk wurden Zinnen aufgesetzt und dahinter ein breiter Umgang angelegt, aus dem ein hoher, vierseitiger Fachwerksturm aufsteigt: also eine völlige Neuschöpfung, die aber trotz einer gewissen Nüchternheit im Stadtbilde sehr gut wirkt. Mangelhaft ist an dieser Bauart die Entwässerung des Zinnenganges; er ist schwer abzudichten. Dadurch sind im Laufe der Jahre die Hölzer der Stühle, welche den Turmaufsatz tragen, angefault, und besonders die großen 0,50 : 0,50 m starken Unterzüge, die hauptsächlich den Aufbau tragen. Dieser hatte sich dadurch bedenklich geneigt und es bestand die Gefahr des Umsturzes, namentlich bei Sturm.

Die Instandsetzung mußte in den letzten Kriegsjahren mehrfach verschoben werden, kam dann aber 1919 unter Leitung des Berichterstatters zur Ausführung. Sie bestand nur in der Beseitigung von Schäden, ohne Änderungen an der äußeren Gestalt. Die Kosten betragen 2811 Mk. Hierzu wurden von dem Herrn Minister 1350 Mk. und von dem Provinzial-Verband 850 Mk. als Beihilfen bewilligt.

---

9. Schrotz (Kreis Dt.-Krone).

Wiederherstellung der Deckenmalereien in der kath. Pfarrkirche.

Die Kirche ist in den Jahren 1687—1694 als Stiftung des Adalbert Constantin von Goraj-Breza, Erbherrn auf Schrotz erbaut. Das Äußere des turmlosen Baues ist sehr einfach gehalten; um so wirkungsvoller ist aber das Innere in seiner Raumbildung: ein stattliches Kirchenschiff von 11,0 : 36,2 m Größe, im Osten halbrund geschlossen, wird von fünf Joch Kreuzgewölben überdeckt. Zwölf korinthische Säulen, die ein hohes Gebälk tragen, gliedern die Wandflächen. Der Lichteinfall ist durch die hohe Lage der Fenster vorteilhaft. Im Ganzen genommen ist es ein sehr ansprechendes Raumgebilde, an welchem sich der Einfluß des italienischen Barockstiles vorteilhaft bemerkbar macht.

Nachdem 1907 eine sorgfältige Instandsetzung des Mauerwerks und Sicherung der Grundmauern erfolgt war, beantragte der Kirchenvorstand 1913 die Neubemalung der einfach getünchten Wand- und Gewölbeflächen, entschloß sich aber auf Anregung des Provinzial-Konservators, zunächst die Gewölbe auf das Vorhandensein alter Malereien hin untersuchen zu lassen. Diese Arbeit erfolgte im September 1913 durch den Maler Arthur Fahlberg; es wurde die farbige Behandlung der Gesimse und Gewölberippen genau untersucht und das Vorhandensein größerer Bilder auf den Chorwänden und einigen Gewölbekappen festgestellt. Durch den Krieg kam die Arbeit ins Stocken, doch gelang es der Tatkraft des Herrn Propstes Krüger im Frühjahr 1919, die Wiederaufnahme der Arbeit zu ermöglichen. Da Herr Fahlberg noch als Offizier im Grenzschutz diente, mußte für ihn Ersatz gesucht werden, und es wurden die Maler Hans Waldorf und Peter Asbach vom Kirchenvorstande herangezogen. Die Freilegung der alten Malerei von 1694 wurde nun restlos durchgeführt. Es fanden sich in den Mittelbildern des Gewölbes von Westen nach Osten schreitend 1. Maria als Kind in der Wiege, 2. die Heimsuchung, 4. Maria im Tempel mit Simeon, 5. die Verkündung Christi und 7. an der Ostwand die Verklärung Christi. Von den zehn kleineren Bildern der Seitenkappen waren einige recht gut erhalten und die meisten erkennbar; sie enthalten Allegorien, deren Grundgedanke die sinnbildliche Darstellung derjenigen Eigenschaften ist, welche der Mutter Gottes in der lauretanischen Litanei beigelegt werden: als Stella maris, Porta coeli, foederis arca, refugium peccatorum u. a. m. Es schließt sich das mit den westlichen Mittelbildern zu einem einheitlichen Ideenkreise zusammen. Über dem Hochaltare, der das allerheiligste Sakrament aufnimmt, tritt die Person des Heilandes in den Vordergrund, in dem selten gewählten Verklärungsbilde. Es wurde daher das Mittelbild 6, von welchem nur ein Kreuz erhalten war, als der Salvator mundi gedeutet. Gut erhalten waren die Geschichtsbilder an den Chorwänden: Bildnisse des Stifter-Ehepaares und Darstellungen aus der Geschichte des wundertätigen Marienbildes, das ursprünglich der Kirche in Marzdorf gehörte und, als diese lutherisch geworden war, nach wunderbaren Schicksalen in die 1660 neu errichtete Schrotzer Kirche kam. Noch heute steht dieses Bildwerk in der Kirche. An den Gestühls-Brüstungen finden sich zahlreiche Darstellungen desselben Themas in sehr guter Erhaltung, so daß über die Bedeutung der Chormalereien kein Zweifel sein konnte. Recht wertvoll sind aber die lebenswahr wiedergegebenen Stifter-Bildnisse, die vielleicht

von anderer Hand herrühren und in reicher, architektonischer Umrahmung stehen. Ende Juli 1919 waren die Untersuchungsarbeiten abgeschlossen. Die Wiederherstellung der Decke wurde nun von Herrn Asbach bis zum Spätherbst ausgeführt, wobei als Mittelbild 3 die Himmelfahrt der Maria eingefügt wurde. In der alten Farbengebung überwiegen mattrote und gelbliche Farben, die sich von dem leuchtenden Weiß der Kappen gut abheben und warm und ansprechend wirken. Die kräftig gegliederte Innen-Architektur kommt hierdurch erst zu vollem Leben.

Lit. Bau- und Kunstdenkmäler, Band I, Heft 4. Danzig 1887, S. 446.

---

10. Thorn. Erhaltung der Schloßruine.

Die Thorner Ordensburg, 1234 gegründet, war die älteste massive Burganlage des Ordens im Kulmerlande und ist sowohl durch diese geschichtliche Tatsache wie auch durch ihre umfangreiche bauliche Anlage bemerkenswert. 1454 wurde sie von den Bürgern der Altstadt zerstört und geriet in städtischen Besitz, doch wurde die Ruinenstätte nicht genutzt. Dies trat erst ein, als Thorn 1815 abermals preußisch wurde und der Militärfiskus ansehnliche Teile des Schloßgeländes für seine Zwecke in Anspruch nahm; kleinere Teilstücke verblieben der Stadtgemeinde, so der Hochschloß-Parcham, und es wurden hier u. a. Kranken-Baracken errichtet. Bei diesen Verhältnissen war der größte Teil der sehr umfangreichen Anlage unzugänglich, was ebensosehr die Forschung, wie auch eine sachgemäße Pflege erschwerte. Vor allem war es unmöglich, den künstlerischen Wert der Ruinenlandschaft — den „Burgenzauber" — zu genießen und hierdurch der Heimatliebe neue Kraft zuzuführen. Hierzu war es erforderlich, das ganze Schloßgebiet in eine Hand zu bringen, die neuzeitlichen Benutzungen allmählich einzustellen und dann die einzelnen Teile nach Bedarf instand zu setzen. Ein Anfang hierzu ist dadurch gemacht, daß der deutsche Reichsmilitärfiskus am 18. Juni 1919 seinen ganzen Anteil am Schlosse, nebst dem Danzker und dem Brückentore an die Stadtgemeinde Thorn verkaufte.

Zum städtischen Denkmalpfleger hat der Magistrat den Herrn Studienrat, Professor A. Semrau bestellt.

Lit. Steinbrecht, Thorn im Mittelalter. Berlin 1885.
Heise, Die Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Westpreußen. Band II, Heft 7. Danzig 18, Seite 220.
Semrau, Die Anlage und Baugeschichte der Ordensburg Thorn. (Mitteilungen des Coppernicus-Vereins für Wissenschaft und Kunst zu Thorn. 24. Heft 1916.)

Kriegergrabmal-Beratung in Westpreußen.

Durch Erlaß des Herrn Ministers der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten vom 3. Oktober 1916 wurde die Provinzial-Beratungsstelle für Kriegerehrungen unter dem Vorsitz des Herrn Oberpräsidenten von Jagow eingerichtet. Der Arbeitsausschuß bestand aus den Herren Geh. Regierungs- und Forstrat Herrmann, Direktor Dr. Kumm, Regierungsrat Laué, Professor E. Petersen, Professor Dr. ing. Phleps, Direktor Dr. Secker und dem unterzeichneten Provinzial-Konservator. Die Arbeit der Beratungsstelle bestand erstens in der Bereisung der in der Provinz vorhandenen Kriegergräber, wobei die örtlichen Grabpflege beraten wurden und zweitens in den schriftlichen Gutachten, verbunden mit größeren Friedhofsentwürfen. Auf westpreußischem Boden hat nur das Gefecht von Kielpin am 25. August 1914 stattgefunden, das zu den die Schlacht von Tannenberg einleitenden Operationen gehört. Von diesen Kämpfen wurden vorgefunden:

1. ein Grab auf dem Cholerafriedhof in Rybno,
2. ein Grab im Schutzbezirk Erlengrund des Forstreviers Kosten,
3. mehrere Gräber auf dem Gutsfriedhof in Rynnek,
4. einige Gräber auf dem Kirchhofe in Kielpin,
5. Gräber auf dem Kirchhofe in Mroczno.

Die Hügel waren mit Kreuzen bezeichnet, z. T. gut gepflegt und in einem Falle auch eingezäunt.

Sodann befindet sich im Lautenburger Stadtwalde ein besonderer Ehrenfriedhof für die am 26. August 1914 bei Ciborz, 4 km östlich von Lautenburg Gefallenen, sowohl Deutsche wie Russen. Diese Friedhofsanlage bedarf, obwohl sie schön im Walde liegt, noch sehr der Vervollkommnung in der Bepflanzung der Hügel und in der Bepflanzung des etwas zu groß geratenen Kahlschlages.

Die Mehrzahl aller Grabstätten birgt die in den Lazaretten Verstorbenen, und zwar in folgenden Orten:

1. In Dt.-Eylau auf dem neuen evang. Friedhofe. Hier ist durch geschickte Terrassierung eines hohen Abhanges ein Gräberfeld geschaffen, dessen landschaftliche Lage hervorragend schön ist. Die Hügel waren gut bepflanzt und gepflegt, so daß die ganze Anlage zu den am besten gelungenen gehört;
2. in Strasburg der Kriegerfriedhof im Stadtpark. Hier ist ein alter Schießstand geschickt ausgenutzt, derart, daß zwei Hügelreihen zur Seite eines langen Mittelganges liegen. Die gut gepflegten und geschmückten Hügel unter dem hohen Kiefernbestande des Stadtparkes machen einen freundlichen Eindruck, und es ist keine Verbesserung nötig;
3. in Thorn der Garnisonfriedhof auf der Mocker, eine ältere Anlage, die nur vollständig belegt und erweitert wurde;
4. in Graudenz der neue Garnisonfriedhof, am Fuße des Festungsberges gelegen, schon früher eingerichtet, aber erst jetzt voll belegt. Ein monumentales Tor und ein Denkmal wurden unter Verwendung des einheimischen Granit-Gesteins neu errichtet. Die Mittel werden durch Sammlungen aufgebracht; die künstlerische Leitung hatte Herr Oberstleutnant von Tschudi. Leider ist die Befestigung der Hügel in dem sandigen Boden nicht voll geglückt, so daß hier dauernde Nachhilfe nötig ist;
5. in Dt.-Eylau ist auf dem kath. Friedhof ein Feld für die Kriegergräber angelegt und gut gehalten;
6. in Elbing befinden sich besondere Abteilungen für Kriegergräber auf den evang. Friedhöfen von Hl. drei Königen und St. Annen und dem kath. St. Nikolai-Friedhofe. Die Felder sind

nicht sehr groß, gestatten aber doch eine selbständige Abgrenzung durch Hecken. Auf Hl. drei Könige liegen die Gräber terrassenförmig und es läßt sich hier gärtnerischer Schmuck geschickt anbringen;

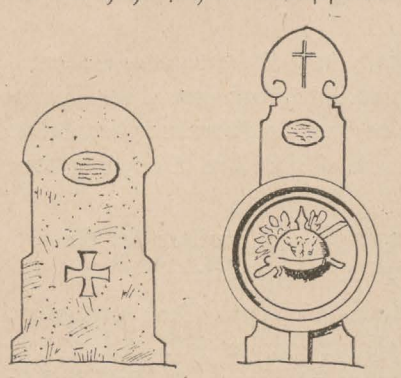
7. in Marienburg ist auf dem evang. St. Jerusalemsfriedhofe das Kriegergräberfeld durch eine Hecke eingefriedigt; in der Mitte ist ein hohes Holzkreuz errichtet, daß sowohl den Ehrenfriedhof krönt, wie auch von der Straße her sichtbar ist und dadurch die Bedeutung der Stätte ankündigt. Für Besucher wurden zwei Bänke aufgestellt. Die Kosten der Anlage wurden von der Heeresverwaltung getragen;
8. in Marienburg auf dem kath. Friedhofe liegen die Kriegergräber noch inmitten der Gräberbeete; der Zusammenschluß zu einem besonderen Ehrenfriedhof wird geplant;
9. in Dirschau auf dem evang. Friedhofe ist für die Krieger ein besonderes Beet hergegeben, das nach den Angaben des Herrn Professor Petersen umpflanzt werden soll. Die Hügel werden von der Gemeinde gut gepflegt und die Lage unter hohen Bäumen wirkt sehr feierlich;
10. in Pr.-Stargard ist vor der Stadt ein besonderer Militärfriedhof angelegt, mit einem kleinen Steindenkmal in der Mitte. Die Belegung ist erst zum geringen Teil erfolgt. Die gärtnerische Anlage ist von der Garnisonverwaltung geschickt gemacht und kann sich bei entsprechender Pflege gut entwickeln.

    Auf dem neuen evang. Friedhofe liegen die Kriegergräber in einem langen Randbeete, das sich durch Einhegung gut absondern ließe;
11. in Konitz ist ein besonderer kleiner Militärfriedhof angelegt, der bei sorgfältigster gärtnerischer Pflege von sehr guter Wirkung war;
12. in Neustadt hat der evang. Friedhof eine kleine Abteilung für Kriegergräber, die durch Heckenpflanzung abgesondert und gut gepflegt ist;
13. in Danzig befinden sich die Kriegergräber in dem Garnison-Friedhofe auf dem Hagelsberg, der vor etwa hundert Jahren angelegt ist und in seinem älteren Teile schöne, alte Baumpflanzungen hat. Die ersten Kriegerbestattungen erfolgten 1914 auf einem schon früher benutzten Beete, auf dem verstreut ein paar ältere Grabdenkmäler übrig geblieben waren. Zur Bezeichnung der Hügel verwandte man die kleinen Gußeisen-Kreuze der Hollbäker Hütte und unmittelbar daneben liegen die Kriegsgefangenen mit schwarzen Holzkreuzen auf den Hügeln. Durch diese Anordnung ist es von vornherein unmöglich gemacht, einen besonderen Ehrenfriedhof für die deutschen Soldaten zu schaffen. Später hat man südlich davon, jenseits eines Weges den Friedhof erweitert und ein ganz neues Beet nur für deutsche Kriegsteilnehmer angelegt. Als Denkmäler dienen eichene Kreuze mit Schutzdach, die in ihrer schlichten Form und allgemeinen Gleichmäßigkeit ansprechender wirken; hier und da steht ein Flugzeugpropeller oder ein Schwimmgürtel, als wirksame Unterbrechungen der sonst vielleicht fühlbaren Eintönigkeit. Gärtnerisch bedarf der Friedhof aber noch sehr der bessernden Hand und der Pflege. Weder die Festlegung der Hügel noch die Bepflanzung sind geglückt und es fehlt die zusammenfassende Umfriedigung mit Hecken. Hier hat der Nachfolger der deutschen Garnison-Verwaltung noch eine mühsame, aber schöne Aufgabe zu lösen.

Zu erwähnen sind dann noch die mit Tausenden von Gräbern belegten Begräbnisplätze der Gefangenenlager in Czersk und Tuchel, auf denen bisher von den Lager-Kommandanturen gute Grabpflege geübt wurde.

Im Allgemeinen läßt sich sagen, daß die gärtnerische Seite der Grabpflege in der Mehrzahl der Fälle schon zu ihrem Rechte gekommen ist, und wo es bisher unterblieb, ist es doch möglich, dies nachzuholen. Die Gesamtanlage ist in einigen Fällen verfehlt, besonders da, wo 1914 die Bestattungen sich häuften und doch keiner an eine $4^1/_2$jährige Kampfdauer glaubte. Aber auch das läßt sich noch bessern. Ungelöst ist aber noch das Problem des Grabmals selbst. In den beiden ersten Kriegsjahren wurden sehr kleine Gußeisenkreuze mit knapper Namensinschrift verwandt; diese sind jedenfalls praktisch und dauerhaft, aber in ihrer Winzigkeit und z. T. unbeholfenen Durchbildung kein Schmuck des Friedhofes. Natürlicher Werkstein fehlt hierzulande und selbst das Gußeisen wurde sehr bald Sparmetall. So kam man auf die Holzkreuze. In einfacher Ausbildung befriedigen sie künstlerisch und die 2000 Totenmale in Czersk wirken ergreifend. Reicher sind die Elbinger Kreuze durchgebildet nach dem Entwurfe des Herrn Gewerbeschullehrers Barmwold; in volkstümlichen Stilformen mit mannigfaltiger Abwechselung durchgebildet, sind sie ein vortrefflicher Ausdruck für das künstlerische Können unserer Zeit.

Versuche zur Herstellung von Grabtafeln aus Kunststein sind mehrfach gemacht; für Konitz wurden 70 cm hohe stehende Kunststeine angefertigt und mit blaugrauem Spritzputz überzogen. Die Namen stehen auf Porzellanschildern. Eine andere Art von Kunststeindenkmälern war in den 70er und 80er Jahren auf dem Thorner Garnisonfriedhofe üblich. Hier war in geschickter Weise der Helm der betreffenden Truppengattung als Schmuckstück des Denksteins verwandt. Die Denkmäler haben sich gut gehalten und befriedigen auch künstlerisch.



Konitz. Thorn.

Die liegenden Kunststeinplatten, die 1919 auf dem Jerusalem-Friedhofe in Marienburg verwandt wurden, sind nicht so gut gelungen. Alles, was sonst an Holzkreuzen errichtet wurde, hat nur das Aussehen behelfsmäßiger Denkzeichen, und die auf mehreren Friedhöfen benutzten kleinen Gußeisenkreuze sind dürftig und künstlerisch recht unbefriedigend. Bei dem gewaltigen Völkerringen forderten in erster Linie die Lebenden ihr Recht und die Verwaltungen waren nicht imstande, die Ehrung der Toten in vollkommener Weise durchzuführen. Auch der an sich so ansprechende Gedanke, allen Gräbern eines Friedhofes das gleiche Denkzeichen zu geben, konnte nicht verwirklicht werden. Oft sind von den Angehörigen reiche Denkmäler errichtet, die, einzeln betrachtet, ganz schön sind, aber den Gesamteindruck beeinträchtigen und nur durch geschickte Bepflanzung erträglich werden. Noch unerfreulicher wirken die zuweilen aufgestellten Hügeleinfassungen aus Kunststein. Eine Ausnahme von diesen Mißerfolgen bildet das Denkmal eines in Mazedonien gefallenen Offiziers auf dem evang. Friedhofe in Dt.-Eylau; es ist baukünstlerisch reich durchgebildet, in mäßiger Höhenentwicklung, und aus weißem, dem pentelischen ähnlichen Marmor errichtet, der im grünen Laubschmuck von guter malerischer Wirkung ist.

Im Allgemeinen ist aber die Herstellung von dauerhaften, schön geformten Grabzeichen einheitlicher Art noch eine Aufgabe, die dringend der Verwirklichung harrt. Ein Rückblick auf gute Vorbilder alter Zeit mag hier am Platze sein. Die Kriegerehrung wird sich aber nicht auf Grabhügel beschränken und größere Ehrendenkmäler, sowohl auf den Friedhöfen, wie in den Kirchen, errichten wollen: auch hierfür bietet Westpreußen einige bemerkenswerte Beispiele.

Das frühe Mittelalter übte vorwiegend die Bestattung im Kirchenraum aus und dadurch bildeten sich zwei Arten von Denkmälern, die Steinplatte, welche die Gruft selbst deckte, und das an einer Wand befestigte Gedächtnismal. Unter den letzteren ist das älteste, zugleich in seiner Art hierzulande einzige, das Grabmal des 1335 verstorbenen Hochmeisters Luther von Braunschweig im Chore des Königsberger Domes. In einer architektonisch umrahmten Wandnische enthält es die liegende Figur des Verstorbenen, ist also, kurz gesagt, als Wandgrab ausgebildet. Diese in Italien häufige und von dort auch entlehnte Grabform ist zur Zeit des gotischen Stiles diesseits der Alpen selten[1]), da sie vor allem viel Wandfläche erfordert, die in den gotischen Kirchen aber nicht immer in dem gewünschten Maße zur Verfügung stand. In der Renaissancezeit wird der Gedanke wieder aufgenommen und Westpreußen besitzt zwei sehr schöne Beispiele dafür, die Grabmäler des Bischofs Petrus Kostka, † 1595, im Dom zu Kulmsee[2]) und der Prinzessin Anna v. Schweden, † 1625, beigesetzt 1636 in St. Marien zu Thorn[3]). Es ist dies eine sehr feierlich und vornehm wirkende Grabmalform, die ebenfalls großen Aufwand erfordert und nur in Einzelfällen für hochstehende Persönlichkeiten zur Ausführung kam. Auch die hiermit verwandte Form des Wanddenkmals mit stehender Vollfigur des Verstorbenen ist verhaltnismäßig selten und kommt in Westpreußen überhaupt nicht vor. Zahllos sind in Deutschland dagegen die einfacheren Denkmäler, als Totenschilde, gemalte Votivtafeln oder Epitaphien in Bildhauerarbeit. Als ältestes jetzt erhaltenes Kriegerdenkmal in Westpreußen ist ein in der Schatzkammer der Johanniskirche zu Thorn hängendes Gemälde zu nennen. Es stellt die Mutter Gottes und die heilige Barbara dar, erstere verehrt von einem Ritter[4]); nach der Umschrift ist es der polnische Ritter Johannes Kot (Wappen Doliva), der am 31. Juli 1454 bei der Belagerung von Marienburg fiel. Der Vorgang wird auch in gleichzeitigen Quellen erwähnt, so daß dies Bild besonders gut beglaubigt ist. Die zugrunde liegende Form des Votivbildes ist allgemein verbreitet und auch im Ordenslande anderswo nachweisbar[5]). Beachtenswert ist aber die

---

1) Vergl. das Grabmal des Erzbischofs Kuno v. Falkenstein † 1388 in St. Castor zu Koblenz.

2) B. u. K. D. II, 152.

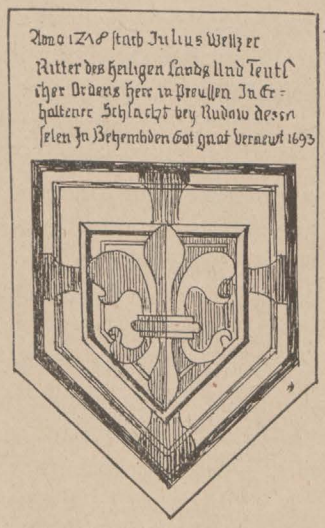
3) B. u. K. D. II, 289, auch Semrau, Die Grabdenkmäler der Marienkirche in Thorn, 1892, S. 33.

4) B. u. K. D. II, 260. Heuer, Thorner Kunstaltertümer S. 79. Engel, in der Zeitschrift für Histor. Waffenkunde II, 350.

5) in Frauenburg.

Bezugnahme auf einen gefallenen Kriegsmann. In der kleinen Georgskapelle bei der Kirche San Anastasia zu Verona befinden sich über ein Dutzend Grabdenkmäler des 14. und 15. Jahrhunderts, die auf die Wand gemalt sind, und dieselbe Anordnung zeigen: den Verstorbenen vor der Mutter Gottes knieend, von St. Jürgen oder Christopher geleitet. Dort sind es durchweg deutsche Ritter, denen auch die Kapelle gehörte. Mag diese Grabmalform anderswo auch vorkommen, so doch nirgends so zahlreich wie in Verona. Von hier fand sie vielleicht ihren Weg nach der deutschen Stadt Thorn.

Ein anderes Kriegerdenkmal aus der Ordensgeschichte befindet sich zwar außerhalb Preußens, muß aber wegen der geschichtlichen Beziehungen hier genannt werden. In der St. Jakobskirche zu Nürnberg hängen 28 Totenschilde, die aus der nahebei gelegenen älteren Kapelle des Deutschordenshauses stammen und der Erinnerung an Ordensritter des 15. und 16. Jahrhunderts gewidmet sind. Außer dem Wappen haben die meisten nur kurze Namensangaben. Etwas abweichend in der Wappenform und der Abfassung der Inschrift ist der Welser'sche Schild (Abb. nebenstehend). Auf ihm steht über dem Wappen:



„Anno 1370[1]) starb Julius Welßer, Ritter des
„Heiligen Lands Und Teutscher Ordens Herr In
„Preussen In erhaltener Schlacht bey Rudau[2]) dessn
„selen In Behembden (?) Got gnat. Vernewt 1693"

Der Schild erinnert also an die am 17. Februar 1370 stattgefundene Schlacht von Rudau im Samlande, in welcher es dem Orden gelang, das Heer der Samaiten und Littauer zurückzuschlagen. 23 Ordensbrüder, 2 Komture und der Marschall Henning Schindekopf, der Führer des Ordensheeres, fielen dort neben einer großen Schar von Knechten und Gästen; das Ereignis hat auf die Zeitgenossen nachhaltigen Einfluß gehabt und lebt in der Volkssage noch heute fort. In der Nähe des Schlachtfeldes steht jetzt eine steinerne Denksäule[3]), die mehrfach erneuert ist, nach Lohmeyer aber nicht über das 16. Jahrhundert hinausgeht. Es fehlt hier an einer sicheren Überlieferung. Vielleicht steht sie an der Stelle eines Wegekreuzes aus vorreformatorischer Zeit, dem später der religiöse Zweck verloren gegangen, der geschichtliche geblieben ist. Der Welser-Schild in Nürnberg ist daher, trotz seiner fehlerhaften Auffrischung, ein gut beglaubigtes Erinnerungsstück an jene Schlacht und für uns als Kriegerdenkmal in mancher Hinsicht vorbildlich.

Ein drittes Kriegerdenkmal der Ordenszeit war die Kapelle[4]), die der Hochmeister Heinrich von Plauen 1411—12 auf der Walstatt von Tannenberg errichten und am 12. März 1415 weihen ließ. Von dem jetzt völlig in Ruinen liegenden Bauwerke ist uns die Beschreibung der alten Ausstattung mit Kelchen, Ornaten und Büchern noch erhalten; außer dem Altarbilde wird noch eine Figur U.-L.-Frauen erwähnt. Der Gedanke fand bei den Zeitgenossen, die frisch unter dem Eindruck jenes verheerenden Krieges standen, gute Aufnahme, und ein alter Chronist berichtet sogar, daß hier große Zeichen und mancherlei Krankenheilungen geschehen seien.

Diese bisher besprochenen Beispiele stehen in Preußen vereinzelt da, weshalb sie vorweg besprochen wurden. Reicher ist der Stoff bei den anderen Denkmälergruppen.

Grabplatten.

Als Deckplatte über den Gruftgewölben wurde hauptsächlich Kalkstein benutzt, der aus Gotland oder Estland stammte und sich gut zur bildnerischen Bearbeitung eignete. Eine kleine Zahl von Grabplatten besteht allerdings aus Messing auf Steinunterlage. In Thorn steht noch die schöne, aus Flandern eingeführte, gravierte Messingplatte für den 1361 verstorbenen Johannes von Zoest, der einzige Rest aus

[1]) Bei der Erneuerung von 1693 ist hier 1278 geschrieben.

[2]) Jetzt steht Kay. Rudolff da, was aber keinen Sinn gibt.

[3]) Lohmeyer, Geschichte von Ost- und Westpreußen, 3. Aufl. Gotha. S. 281. Ders. Zur Altpreußischen Geschichte. Gotha 1907 S. 77 ff.

[4]) Vergl. Schnippel, in den Oberl. Geschichtsblättern Band III, 1909—13. S. 65, 158 und 400. — Ziesemer, Das Marienburger Ämterbuch. Danzig 1916, S. 153.

*) Boetticher, Die Bau- und Kunstdenkmäler des Samlandes. Königsberg 1898, S. 141.

einer Gruppe von acht bis zehn gleichartigen Grabmälern in Thorner Kirchen[1]). Dagegen ist die Grabplatte für den 1391 verstorbenen Vogt von Brattian, Kuno von Libensteyn, in der Pfarrkirche zu Neumark[2]), wahrscheinlich in Preußen fertiggestellt, wenn auch die rohen Messingplatten natürlich Einfuhrgut sind. Die flache Gravierung eignet sich wenig für ein in großen Kirchenräumen aufgestelltes Denkmal, da die reiche Zeichnung, und namentlich die lebensgroßen Figuren hier kaum zur Geltung kommen. Der Gedanke zu dieser Kunstgattung konnte nur in dem messingreichen Flandern entstehen und hier in Preußen lockte wohl die Kostbarkeit des Stoffes.

Auf einer Zwischenstufe stehen die Steinplatten mit teilweiser Messingauflage. Erhalten ist in Brandenburg (Kr. Heiligenbeil) die Grabstätte des 1380 verstorbenen Komturs von Brandenburg, Günther von Hohenstein[3]), auf welcher die Figur des Verstorbenen ursprünglich in Messing aufgelegt war. In Kriegszeiten bilden diese Messingteile meist eine willkommene Beute und sind sie daher jetzt in der Regel verschwunden, doch haben sich in Danziger Kirchen noch mehrere Beispiele aus dem 16. und 17. Jahrhundert erhalten. Einen Grabstein des 18. Jahrhunderts mit Messingwappen enthält die kath. Pfarrkirche zu Schöneberg (Weichsel). Diese Verbindung zweier Baustoffe ist künstlerisch sehr wirksam und ließe sich auch heute noch an geeigneten Stellen verwerten. Viel zahlreicher sind die lediglich aus Stein hergestellten Grabplatten. Über die Denkmäler der gotischen Zeit unterrichtet uns das Werk von B. Engel und R. von Hanstein, Danzigs mittelalterliche Grabsteine[4]). Es überwiegt die Verwendung der Schrift als des alleinigen Schmuckes, auch Wappen und Hausmarken werden öfters angebracht — Abb. 4 — sehr selten sind aber figürliche Darstellungen. Der älteste in Preußen ist der Grabstein des 1275 verstorbenen Arnold Lischoren, noch aus einem schwarzen, wohl vom Westen her eingeführten, marmorartigen Stein. Die in Linearzeichnung eingeritzte Figur stellt einen Bischof dar, streng stilisiert und jedenfalls kein Bildnis.

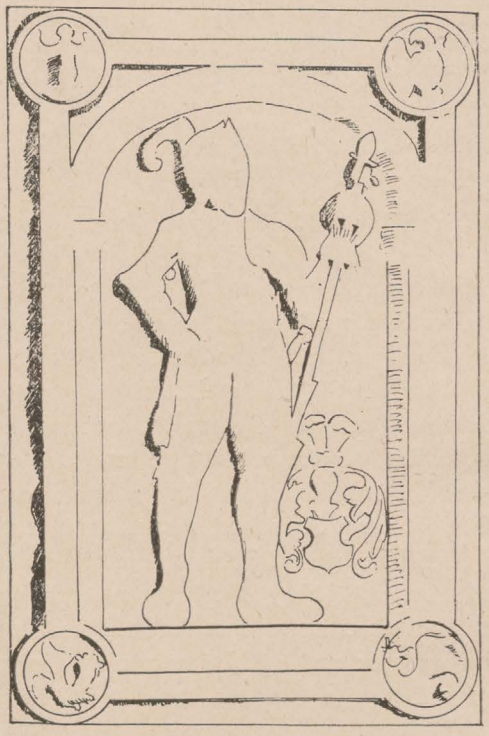


Abb. 3. Grabstein v. Zehmen, 1580 in Pr. Stargard. Maßstab 1 : 20.

Den ersten Versuch, eine Bildnisfigur zu bieten, zeigt wohl der Grabstein des Hochmeisters Heinrich Dusemer, † 1351, in St. Annen zu Marienburg[5]), und über das hier Erreichte kommen auch die späteren Steine kaum hinaus, so die sechs Figuren-Grabsteine im Dome zu Marienwerder, von 1376—1428[6]), meistens mit eingeritzter Linear-Zeichnung, und ebenso die schon erwähnte Libensteyn-Platte in Neumark von 1391. Das Zeitalter der Spätgotik hat merkwürdigerweise auf diesem Gebiete sehr wenig hervorgebracht, dagegen kommt in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts neues Leben in die Behandlung der Grabsteinplastik. Man arbeitet die Figuren der Verstorbenen in ziemlich hohem Relief und stellt sie in schlichte architektonische Umrahmungen. Die Nachfrage war groß, und unter den zahlreich erhaltenen Grabsteinen finden sich solche, deren Verfertiger künstlerisch entschieden über dem Durchschnitt standen. Als Beispiele seien hier der Grabstein des Palatins Achatius von Zehmen, † 1565, in Stuhm, der seines Bruders Fabian, † 1580, in Pr. Stargard und der des Hans von Schönaich in Schnellwalde (Kr. Mohrungen), † 1595, erwähnt. Der 1597 in Pr. Holland für Hans v. Wilmsdorf und seine Gattin Katharina geb. v. d. Oelsnitz errichtete Grabstein zeigt ein Figurenpaar.

Was uns an allen diesen Denkmälern vorteilhaft auffällt, ist die Verwendung zeitgenössischer Tracht und Bewaffnung; die künstlerische Auffassung wird der Bedeutung der Aufgabe gerecht und hinterläßt uns ein lebenswahres Bild der Verstorbenen, sei es, daß sie ruhig, geradeausgestreckt daliegen, oder in

---

1) Bau- und Kunstdenkmäler Westpreußens, Heft VII, Stadt Thorn, Beilage 16.
2) Steinbrecht, Schloß Lochstedt und seine Malereien. Berlin 1910, S. 24.
3) Steinbrecht, Preußen zur Zeit der Landmeister. Berlin 1888, Abb. 124.
4) Abhandlungen zur Landeskunde, Heft IV.
5) Steinbrecht, Hochmeister-Grabsteine in Preußen. Altpr. Monatsschrift LII. 1915. Tafel IV.
6) Bau- und Kunstdenkmäler, Band III, Heft 11, S. 85.

kecker Haltung dastehen. Es wäre lohnend, dem Ursprunge dieser Bildwerke näher nachzuforschen. Sowohl Königsberg käme in Frage, dessen Dom in seinen Grabmälern wie ein Museum der Renaissance-Plastik erscheint, als auch Danzig, wo damals mehrere bedeutende Bildhauer wirkten[1]). Der Gebrauch der Figuren-Grabsteine bleibt noch im 17. Jahrhundert und erlischt dann bald. Aber auch die große Zahl der einfacheren und mit Schrift und Wappen geschmückten Steine ist künstlerisch wertvoll durch die richtige Verteilung der Schriftzeilen und Ornamente und die schöne Modellierung der Buchstaben. Letztere stehen fast immer erhaben auf vertieftem Grunde und wirken so durch den kräftigen Schlagschatten. In diesem Punkte ist an neuen Denkmälern viel gesündigt, die Buchstaben sind verzerrt und schwer zu erkennen. Der simpelste Grabstein einer alten Dorfkirche kann uns da Belehrung geben.

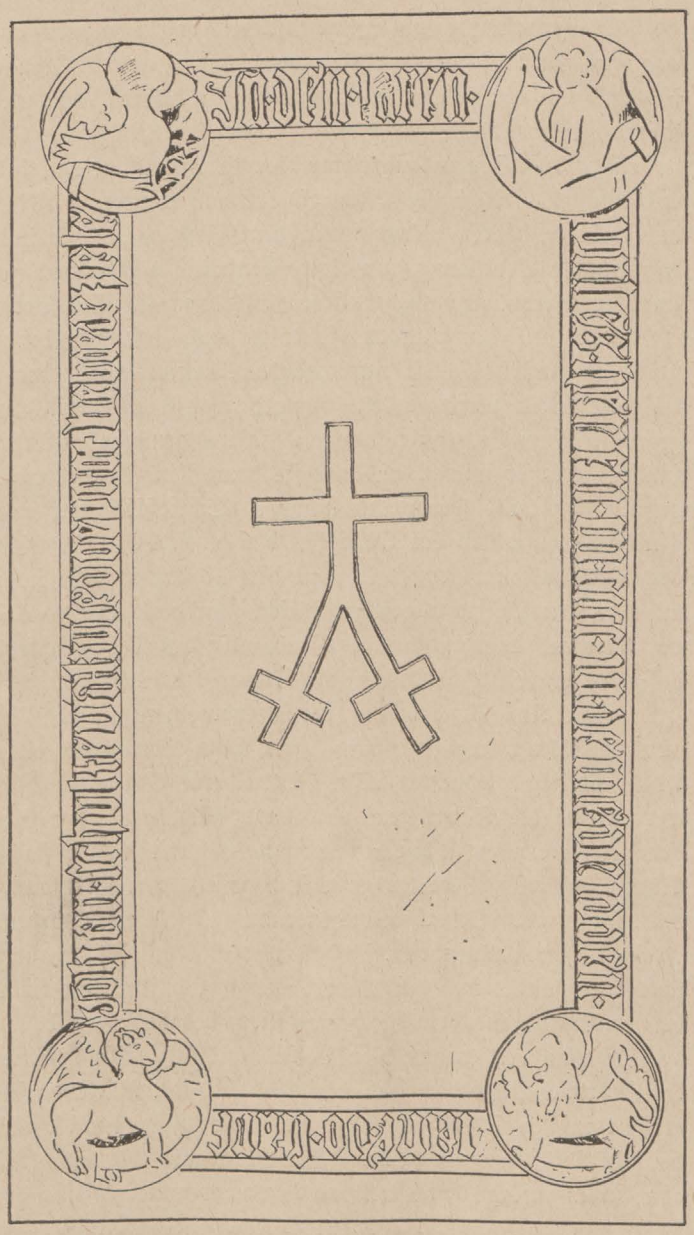


Abb. 4. Grabstein Johan Schulte, † 1403, in Kunzendorf.

Im Beginne des 19. Jahrhunderts ist die Bestattung innerhalb von Kirchen nur ausnahmsweise erfolgt und wurde dann ganz verboten. Aber auch in älterer Zeit genügte der Grabstein nicht, um allen Verstorbenen ein Denkmal zu setzen, da eine Gruft oft Dutzende von Särgen aufnahm. So kam seit dem 16. Jahrhundert unter dem Einflusse der Renaissance-Kunst wieder das Wandgrabmal, auch Epitaphium genannt, auf. Reiche architektonische Schöpfungen, die alle Stilwandelungen durchmachen, wurden vom Landadel und städtischen Patriziate bestellt. Vorwiegend sind es Holzschnitzereien, seltener Steinhauerarbeiten, als Gehäuse für Malereien religiösen Inhalts. Die Bildnisse der Stifter werden mehr untergeordnet, zu Füßen eines Kreuzes, oder auf der Predella angebracht. Die großen Kirchen in Thorn[2]) und Danzig sind voll von ausgezeichneten Werken dieser Art, aber auch die Kirchen der Dörfer und Kleinstädte bergen noch zahlreiche gute Epitaphien. Als Beispiel seien hier genannt: Das Denkmal des Eduard Blemke, † 1591, in St. Marien zu Danzig, neben der Ferber-Kapelle. In der Johanniskirche zu Marienburg das Konopat'sche Denkmal von 1589; in Elbing, St. Nikolai, das Bodecker'sche Epitaphium von 1579; in Thorn, St. Marien, die sehr schönen Denkmäler des Martin Mochinger 1590, der Familie Stroband 1590 und des Matthias Neißer 1581.

Ein häufig vorkommendes Zubehör der Epitaphien, zuweilen auch allein vorkommend, sind die Trauerfahnen, die neben den Epitaphien in die Wände eingemauert wurden. In der Regel bestanden sie aus bemalter Seide und zeigten auf der einen Seite das Bild des Verstorbenen, auf der anderen die Inschrift. In der Marienkirche zu Danzig hängen noch elf solcher Fahnen, die vor einigen Jahren durch Aufziehen der Netze instandgesetzt wurden. Drei Fahnen dieser Art besitzt die Kirche zu Reinfeld (Kr. Karthaus), für Reinhold Bartsch von Demuth, † 1683, und Christoph von Krockow, † 1706.

---

[1]) Cuny, Danzigs Kunst und Kultur.
Arthur Semrau, Die Grabdenkmäler der Marienkirche in Thorn. Ebenda 1892.

MIEJSKA PUBLICZNA W ELBLĄGU BIBLIOTEKA

Dauerhafter, wenn auch künstlerisch nicht so vornehm sind, die aus Kupferblech hergestellten Fahnen, von denen im Rosenberger Kreise zwei hängen, eine in Freystadt für den Oberst Hans Wolf von der Groeben, † 1693, und die andere in Rosenberg für Albrecht Schack von Wittenau, † 1731. Die Danziger Trauerfahnen sind dadurch bemerkenswert, daß sie durchweg den Offizieren des Danziger Militärs gewidmet waren, so dem Generalquartiermeister Peter de Perceval, † 1657, den Generalmajoren von Sydow, † 1687, und von Ziethen, † 1721, dem Oberst von Winter, † 1671 u. a. Einige von ihnen, wie Perceval, Winter und Schroer, waren besonders in den Kämpfen des zweiten schwedischen Krieges tätig, so daß die Fahnen dadurch die Bedeutung von Kriegsdenkmälern erhalten; auch der vorgenannte Hans Wolf v. d. Groeben starb in Breda, also während eines Feldzuges. Ein Beispiel enthält Tafel 6.

Wie auf den Fahnen, so wird auch auf den Epitaphien das Bild allmählich die Hauptsache und schließlich bestehen diese nur noch aus einem mehr oder minder reich gerahmten Bildnis, während das religiöse Bild verschwindet. Damit war die Entwickelung der großen Epitaphien an ihren Schluß gelangt. Dem Bildhauer boten sie keinen genügenden Arbeitsstoff mehr, so daß die Zahl der Bildschnitzer immer geringer wurde, andererseits waren die Anforderungen an die Bildnismalerei fast zu hoch, um allgemein befriedigt werden zu können. Schließlich war auch das allzustarke Hervorheben der menschlichen Bildnis-Denkmäler ein Gedanke, der zum Wesen des Gotteshauses schlecht paßte; gerade im Zeitalter des Rationalismus empfand man dies lebhafter denn je. Im 19. Jahrhundert wurde die Erdbestattung auf den Kirchhöfen allgemein üblich, nachdem schon das allgemeine Landrecht die Beerdigung innerhalb der Kirchen untersagt hatte. Grabmäler des 19. Jahrhunderts sind daher in den Kirchen sehr selten, so daß eine einheitliche künstlerische Form jetzt fehlt.

Eine Ausnahme bilden die Werdergebiete an den Weichselmündungen, in denen sich auch sonst viel altes Volkstum erhalten hat. Hier knüpfte man an einen älteren Gebrauch an, der sich namentlich in Adelsfamilien beobachten läßt. Versilberte Weißblechschilde, mit eingestanzten Wappen und Inschriften, werden auf die Särge genagelt, dann aber, nach der Gruftbestattung, abgenommen und auf Holztafeln genagelt, die man in Kirchen aufhängte. Dieser Art sind in Tütz, Kreis Dt.-Krone die Sargschilder, für Stanislaus von Wedel (1695), in Reinfeld, Kr. Karthaus, Sargschilder der Familien von Jatzkow (1732), v. d. Goltz und Schack von Wittenau (1795), in Dörbeck, Kr. Elbing, die Sargschilder der Obersten Freiherr von Wangenheim, † 1748, und v. Block, † 1771, ferner solche in der Kirche zu Kl. Katz, Kr. Neustadt, in der Johanniskirche zu Thorn, der Karmeliterkirche in Danzig u. a. m. Eine ähnliche Sitte muß auch bei den wohlhabenden Besitzerfamilien des Werders bestanden haben. Seit dem letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts traten hier solche auf Holztafeln befestigten Sargschilder auf, im 19. Jahrhundert wird ihr Gebrauch allgemein und bleibt es bis zur Mitte desselben, dann läßt das Interesse hierfür nach und erlischt in den 70er Jahren ganz. Anfangs haben die Blechschilder wohl noch wirklich als Sargschmuck bei den Totenfeiern gedient, später hört auch das auf. Viele solcher Totenschilde sind aber nur aus Holz, ohne Blechauflage hergestellt, also von vornherein nur zum Kirchenschmuck bestimmt. Noch heute decken sie in großer Zahl die Wände der evang. Kirchen zu Katznase, Stalle und Neuteich. In kleinerer Zahl von ein bis zwei Dutzenden sind sie aber noch in fast jeder evang. Werderkirche zu finden. Tafel 4 bringt Proben hiervon. Obwohl es viele unter sich gleichartige Stücke gibt, so ist die Zahl der selbständigen Grundformen recht groß und legt von der schöpferischen Phantasie der heimischen Tischler Zeugnis ab.

Meistens ist das Holz schwarz gestrichen, später aufpoliert, seltener ist Birkenholz verwandt und in wenigen Einzelfällen Mahagoni. Die Blechtafeln sind meist versilbert und haben anfangs getriebene, dann aber stets schwarz aufgemalte Schrift, gelbe Messingschilder sind selten, ebenso ein blauer Anstrich auf dem Metall.

Der Gebrauch dieser Totenschilde würde auch in die jetzige Zeit hineinpassen, in der es gilt, das Andenken gefallener Krieger zu ehren, und er läßt in der künstlerischen Auffassung und der formalen Durchbildung viel Bewegungsfreiheit.

Verwandt mit diesen Totenschilden sind die Holztafeln, die seit 1815 zum Gedächtnis der Gefallenen errichtet wurden. Namentlich die kleineren Tafeln sind oft gut durchgebildet. Reichere Formen zeigen zwei Gedenktafeln in der Altstädt. evang. Kirche zu Thorn; s. Tafel 4.

Es wäre hier auch die Sitte zu erwähnen, die Waffen eines alten Kriegsmannes als Andenken in der Kirche aufzuhängen, früher wohl als einziges Denkmal, später aber, im 17. Jahrhundert neben einem besonderen Epitaphium oder als natürlicher Schmuck in ein solches eingegliedert. Oft sind geschichtlich wertvolle Waffen dadurch der Nachwelt erhalten. In Westpreußen enthält die Kirche zu Stalle ein Denkmal dieser Art, den Degen des preußischen Dragoner-Kapitäns Haselmeyer, † 1729. Eine schlichte Holztafel

enthält die Gedächtnis-Inschrift und gerade diese einfache Art der Stiftung ist auch für die heutigen Verhältnisse noch anwendbar.

Über die älteste Form der Denkzeichen auf Grabhügeln ist uns wenig bekannt. Alte Bilder geben hierüber keinen rechten Aufschluß. Wo auf Darstellungen des jüngsten Gerichts unten die Auferstehung der Toten gemalt ist, so z. B. auf dem Graudenzer Altare, sind meistens gemauerte Grüfte mit Deckplatten angedeutet. Zu den ältesten Denkmälern von Friedhöfen gehört dasjenige der Frau des Vogtes David Jeske in Hela, 1646, der Denkstein für Simon von Dieck in Schöneberg (Weichsel), 1649 (Tafel 3), und für Margarethe Enß in Orloff, 1654. Tektonisch sind sie nichts anderes als aufgerichtete Grabsteine, nur etwas schmäler als diese und oben mit einer Abschlußform versehen. Die glatten Seitenkanten, wie in Schöneberg, bleiben dabei vorherrschend. Als Werkstoff wird Gotländer Kalkstein verwandt, wie auch Wesersandstein der von Bremen her eingeführt wurde. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts wandeln sich diese einfacheren Formen in die lebhaft bewegten des Rokoko-Stiles. Vielleicht ist es eine bestimmte Elbinger Werkstatt, auf welche die erhaltenen Formen zurückzuführen sind; s. Tafel 2. Da diese Grabmäler immer nur vereinzelt auftreten, so beleben sie durch ihren Formenreichtum das Bild der Kirchhöfe.

Grabstein Jeske in Hela 1646.

Diese Form wird dann abgelöst durch eine ganz andere, die sich einige Jahrzehnte später unter dem Einflusse des Klassizismus herausbildet, nämlich die Form freistehender Säulen, die aber durch reiche Ornamentierung der Sockel, Gesimsplatten, Kapitäle usw. noch unter dem Einflusse des Stiles Louis XVI. stehen. Tafel 2 zeigt ein Beispiel. Als eine Besonderheit mag hier erwähnt werden, daß ähnliche Gebilde, nur etwas niedriger gehalten, auch inmitten der Kirchen, als freistehende Denkmäler aufgestellt wurden. In Langenau, Kreis Rosenberg, steht mitten in der Kirche das Grabmal der Frau Sophie Wilhelmine von der Groeben, † 1800, das auf hohem Sockel eine Marmorvase trägt, die von einem bronzenen Schmetterling gekrönt ist. Das in seinen Massen gut abgewogene Denkmal fügt sich dem Kirchenraume glücklich ein. Wertvoller noch sind die Marmordenkmäler der Familie von der Osten-Sacken in Dondangen (Kurland). Gerade in weiträumigen, pfeilerlosen Kirchen wirken diese freistehenden Monumente recht gut und erzielen eine gewisse Raumgliederung.

Die nächste Stilwandelung zeigt den stärkeren Einfluß der Antike: massige, vierseitige Postamente, die eine Pyramide oder Urne tragen, oder aber, in Anlehnung an die ältesten Standplatten, einfache Stelen mit antikisierendem Gesims. Hierin zeigt sich noch einmal die gesunde Schulung des älteren Steinmetzen-Handwerks, das im Rahmen einer festen Stilüberlieferung Gutes zu schaffen vermochte. Die Stelenform wird dann auch auf die Holzgrabmäler übertragen, doch fällt hier die strenge Gliederung der Steinbildwerke fort, und man bedient sich freier, volkstümlicher Stilformen, die mit Schnitzmesser, Schweiffäge und Drechselbank in unerschöpflicher Abwechselung herzustellen sind. Ursprünglich kam dann noch der Schmuck der Farbe hinzu, der jetzt freilich ausgeblieben ist. Tafel 3, ein Beispiel aus Warnau.

Das 19. Jahrhundert brachte einen neuen Baustoff in die Denkmalkunst, das Gußeisen. Zuerst waren es Kriegerdenkmäler, die aus ihm hergestellt wurden, von studierten Architekten, daher die reiche, unter dem Einflusse der Antike stehende Formenbehandlung. 1815 wurde das Courbière-Denkmal in Graudenz, nach Schinkels Entwurf, aufgestellt. Das hier verwandte Lanzenmotiv kehrt am Krieger-Denkmal des Marienwerderer Domes, von Balkow, wieder. Vorbildlich ist, besonders am Courbière-Denkmal, die Verwendung von Waffen, als den Trägern des architektonischen Gerüstes. Dadurch wird der Zweck des Denkmals auf die einfachste Weise vor Augen geführt, ohne Allegorien oder Bildwerke.

1804 war die Königliche Eisengießerei in Berlin begründet worden, die ersten Jahrzehnte ihres Schaffens fielen in das Zeitalter der Befreiungskriege und der Romantik, in welchem auch die Rückkehr zu den gotischen Stilformen vor sich ging. Als wesentliches Kennzeichen der Gotik erschienen den damaligen Künstlern die reichen Maßwerksbildungen, Wimperge und Fialen, für die es aber in Norddeutschland an geeignetem Steinmaterial fehlt. Um so willkommener war hier das Gußeisen. Bereits das 1811 von Schinkel entworfene Denkmal für die Königin Luise in Gransee zeigt ein von acht Säulen getragenes Tabernakel im gotischen Stile, und das Kreuzbergdenkmal in Berlin, 1819—1821, bildet gewissermaßen einen künstlerischen Höhepunkt in dieser Entwickelung. In Westpreußen sind in dieser Zeit einige Grabmäler entstanden, welche als vierfäuliges Tabernakel, bekrönt von vier Giebeln und hoher Fiale, ausgebildet sind. Das älteste und wertvollste dieser Art steht in Marienburg; es ist dem Kammer-Kommissionsrat Reimer, †1811, und seiner Gattin, †1820, gewidmet und wahrscheinlich 1820 errichtet. Ein anderes Denkmal

dieser Art, für den 1856 verstorbenen Apotheker Stielow, steht auf dem alten Marien-Friedhofe in Elbing; es hat genau denselben Aufbau und dieselben Maßwerke, ist aber in den Einzelformen abweichend.

Als Schmuck für neu angelegte Militär-Friedhöfe wurden in den 30er und 40er Jahren mehrfach hohe Gußeisen-Kreuze errichtet; sie haben achtkantige Stämme mit profilierten Kopfenden und in der Mitte ein Flachbild des Schweißtuches der hl. Veronika. Tafel 5, ein Beispiel aus Thorn. Jegliche Inschrift fehlt; es wirkt nur die schlichte Kreuzesform mit dem ernst blickenden Bildnis des Heilands. Der hier verkörperte Gedanke ist auch heute noch ansprechend und vorbildlich.

Zahllos ist die Schar der niedrigen Gußeisen-Kreuze, als Schmuck der Einzelgräber. Jeder ältere Friedhof der Provinz enthält noch Beispiele hiervon, teils ganz schlicht, mit viereckigen Kreuzesarmen, teils mit verzierten Endigungen. Immer überrascht uns die Sicherheit, mit der die Modelleure die Einzelformen ausbildeten, die richtige Abwägen im Relief des Randes und der Schrift, und die maßvolle Verteilung des Ornaments auf den Freiflächen. Tafel 5, ein Beispiel hierfür. In der Mitte des 19. Jahrhunderts werden mehrfach Grabkreuze verwandt, welche das Ordenszeichen des Eisernen Kreuzes in vergrößerter Nachbildung zeigen[1]). Dieser Art ist das Grabmal des 1842 verstorbenen Oberstleutnants von Blanckenstein auf dem Georgen-Kirchhofe zu Marienburg. Zur massenweisen Aneinanderreihung sind sie nicht geeignet, wirken aber bei vereinzelter Aufstellung sehr gut.

Stärker beeinflußt durch den Klassizismus der Berliner Schule sind die Denkmäler, welche die Form der Stein-Postamente nach den Forderungen der Gußeisen-Technik umbilden. Schrift und Ornament sind viel feiner und eleganter, und treten durch den Gegensatz zu den platten Metallflächen wirksamer in die Erscheinung. Ihrem Gefüge nach sind sie Kasten, doch hat sich diese Bauart jetzt schon in einer Dauer von achtzig bis hundert Jahren bewährt, kann also als monumental gelten. Oft abgebildet ist das Grabmal des Generals von Pirch, † 1838, auf dem Berliner Invaliden-Kirchhof[2]); es wird von einem aus Schwert, Helm und Kranz bestehenden Schmuckstück gekrönt. Dasselbe Denkmal steht auch auf dem schönen Riesenburger Friedhofe und ist dort dem Oberst von Besser, † 1829, gewidmet. Ähnlich, doch ohne den Helm, ist das Denkmal des Justizrats Poetsch in Riesenberg, † 1825. Auf dem Elbinger St. Marien-Friedhof stehen ein paar Gußeisendenkmäler, die von Vasen bekrönt werden, so das Koenig'sche, in besonders eleganten Formen, und dasjenige des Superintendenten Mützell, † 1831. Gute Verhältnisse und sinnreichen Schmuck hat das von einer Vase gekrönte Grabdenkmal des Regierungs-Präsidenten Meding in Marienwerder † 1838.

Die Nachbildung eines hohen Obelisken in Gußeisen zeigt das Denkmal[3]), das 1814 in Kurzebrack nach einem schweren Deichbruch zum Andenken an den Bau der Schutzwehr errichtet wurde. Es ist in Gleiwitz gegossen und wirkt durch die einfache, klar gegliederte Gestalt, trotz seiner mäßigen Höhe recht monumental. Neben den im Vorhergehenden besprochenen Hügelgräbern auf den großen Friedhofsbeeten hat es auch in Westpreußen Gruftkapellen an den Ringmauern gegeben, oder auch planmäßig angelegte Hallen, in denen jeder Familie ein Bogen zugemessen wurde. Eine solche Anlage steht noch auf dem alten Friedhofe in Graudenz; sie wirkt feierlich, als ein ernster Abschluß des weiten Gottesackers. Reizvoller ist es, wenn sich inmitten der Hügelreihen einzelne Tempelchen erheben: hier begegnen wir eine Form, die noch heute anwendbar ist. Das schönste Beispiel dieser Art steht auf dem Riesenburger Friedhofe; es ist das Grabdenkmal des 1785 verstorbenen Generalleutnants von Pomeiske[4]). Die vier Wände sind in je einen großen Bogen aufgelöst und von einem Mansard-Zeltdache bedeckt; in dieser offenen Halle steht das Sandstein-Denkmal, ein von einer Urne gekröntes Postament, weithin sichtbar und doch gegen die Witterung geschützt.

Anders ist das Denkmal des 1807 verstorbenen Kommerzienrats du Bois auf dem St. Annen-Kirchhof zu Elbing. Es ist an den steilen Abhang eines Hügels angelehnt, derart, daß drei Seiten der Gruftkapelle in der Erde liegen und nur die vierte freisteht; diese ist mit zwei freien und zwei Stirnpfeilern toskanischer Ordnung als antike Tempelhalle ausgebildet. Die Proportionen sind edel, die Einzelformen jedoch ziemlich frei, nicht so streng, wie es späterhin üblich wurde. Den Fries schmücken sehr eigenartige Flachbildwerke aus Ton. Der Gesamtentwurf stammt von dem Architekten Christoph Schultz, die Tonarbeit von dem Modellierer Johann Helle, 1808).

---

[1]) Vergl. die Mitt. des rhein. Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz, 11. Jahrgang 1917, Seite 77, wo ein freistehendes Eisernes Kreuz auf Steinsockel abgebildet ist. Das Grabmal des Majors von Romberg, † 1847, auf dem Militär-Friedhof in Kolberg hat das Kreuz am Gitter.

[2]) Mitt. d. rhein. Vereins f. D. u. H. 1917. Seite 69.

[3]) Zentralblatt der Bauverwaltung 1906, Seite 441: Urban, Ein halbvergessenes Denkmal.

[4]) Abbildung in den Bau- und Kunstdenkmälern. Heft 12, Seite 193.

[5]) Fuchs, Beschreibung der Stadt Elbing und ihres Gebietes. 3. Band: Elbing 1826. Seite 92.

Wie sehr ein solches Bauwerk zum Denkmal geeignet sein kann, zeigt das Königsdenkmal in Königswiese (Kr. Pr.-Stargard), unweit dem Dorfe Schwarzwasser. Es ist 1830 bei Gelegenheit der Eröffnung der Berliner—Königsberger Chaussee von den Pr.-Stargarder Kreisständen errichtet, als Zoll des Dankes für den König Friedrich Wilhelm III. Nur die Umrißlinie des Giebels, der, wie das ganze Bauwerk, aus Granit errichtet ist, erinnert an griechische Formen. Vorder- und Rückwand sind geöffnet und gestatten den Durchblick in ein Gestell des anstoßenden Forstes. Halbkreisförmig sich anschließende Bänke laden den Wanderer zur Rast, und die Halle selbst gibt ihm Schutz bei Unwetter: so sind Denkmalsform und Nutzbau in diesem Wegetempelchen in glücklicher Weise verbunden.

Soll ein Denkmal seinen Zweck erfüllen, so ist die erste Vorbedingung die Anwendung eines festen Baustoffes, der die Lebenszeit mehrerer Geschlechter überdauert. Oft genügt hierzu ein unbearbeiteter Stein, wie er bei uns in den Findlings-Graniten überall zu haben ist. Schon das erste Denkmal, von dem uns die Geschichte erzählt, das der Erzvater Jakob in Bethel errichtete (1. Mos. 28, 18), war ein schlichter Feldstein. Ein sehr eindrucksvolles Denkmal solcher Art befindet sich in unserer Provinz zu

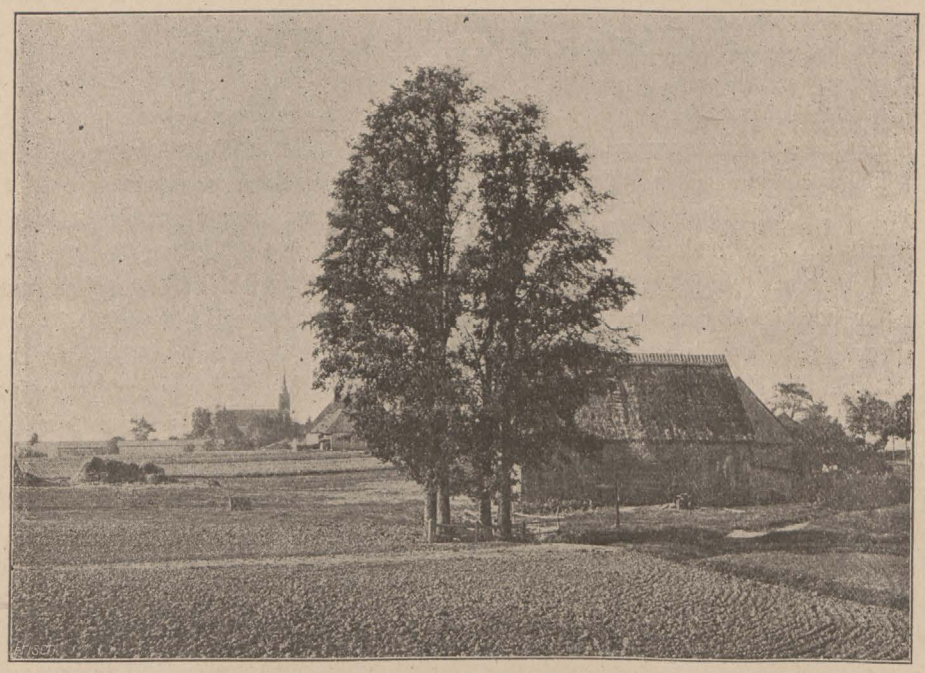


Abb. 5. Friedens-Denkmal von 1635 in Stuhmsdorf.

Stuhmsdorf bei Stuhm, zum Andenken an den hier 1635 abgeschlossenen Frieden. Abb. 5. Alle neuzeitliche Grabmalkunst muß diesen durch die Erfahrung bewährten Grundsatz befolgen.

Wenn der Beschreibung alter Denkmäler ein so breiter Raum gewährt wurde, so soll doch in keinem Falle das Nachahmen derselben empfohlen werden, ebensowenig wie alle jetzt veröffentlichten neuen Entwürfe so ohne weiteres verwendbar sind; die Eigenart der Örtlichkeit und der Aufgabe wird stets zu neuen Lösungen führen. Wohl aber können wir die alten Grabmäler als Anregungen benutzen und aus ihnen die Lebensbedingungen echter Grabmalkunst erkennen.

Bericht
über die Tätigkeit der Altertumsvereine.

---

1. Elbinger Altertumsgesellschaft.

Die Mitgliederzahl der Altertumsgesellschaft hat sich im verflossenen Vereinsjahre erfreulicherweise um 51 erhöht, so daß der Verein am Schlusse desselben 176 Mitglieder zählte. Leider hat die Altertumsgesellschaft einen überaus schweren Verlust erlitten durch den Tod ihres Ehrenvorsitzenden, des Professors a. D. Dr. Robert Dorr. 32 Jahre lang ist Robert Dorr als Vorsitzender, dann aber seit 1916 auch als Ehrenvorsitzender die treibende Kraft, die Seele des Vereins gewesen. Am 12. Februar 1919 ging er im hohen Alter von fast 84 Jahren zur ewigen Ruhe ein. Das Unglück des Vaterlandes hat sein treues, deutsches Herz gebrochen. Er hat die Altertumsgesellschaft durch seine erfolgreiche wissenschaftliche Tätigkeit zu Ruhm und Ansehen geführt. Was er für die Erforschung der Vorgeschichte und der Geschichte der engeren Heimat getan hat, sichert ihm für alle Zeiten einen ehrenvollen Platz unter den westpreußischen Geschichtsforschern. Die Elbinger Altertumsgesellschaft ist ihm zu unauslöschlichem Danke verpflichtet und wird sein Andenken für alle Zeiten in Ehren halten. Am 21. Februar fand eine Gedächtnisfeier für den Verstorbenen statt, und an seinem 84. Geburtstage, dem 4. September 1919, weihte ihm die Altertumsgesellschaft auf dem ihr gehörigen Burgwalle bei Lenzen eine Erinnerungsstätte. Bei beiden Gelegenheiten hielt der Vorsitzende Professor Dr. Ehrlich die Gedächtnisreden. In der Mitgliederversammlung am 25. November 1919 ernannte die Altertumsgesellschaft die Herren Geheimer Baurat Prof. Dr. und Dr. ing. Steinbrecht in Marienburg und Geheimrat Prof. Dr. Kossinna in Berlin-Lichterfelde zu Ehrenmitgliedern. Während des Vereinsjahres wurden folgende Vorträge gehalten: Fräulein Emilie Dobbert in Elbing „Elbings Rathäuser"; Prof. Dr. Ehrlich „Das deutsche Weichselland ein Urheimatgebiet der Germanen"; Provinzialkonservator Baurat Schmid in Marienburg „Elbinger Glocken"; Stadtbibliothekar Dr. Lockemann in Elbing „Frühdrucke der Elbinger Stadtbücherei"; Prof. Dr. Ehrlich „Über die Forschungen und Ausgrabungen des Jahres 1918"; Pfarrer Liz. Dr. Kerstan in Cadinen „Die Elbinger Haffhöhe in der Ordens- und polnischen Zeit". Der Vorsitzende veröffentlichte in den „Mitteilungen des Westpreußischen Geschichtsvereins" einen Nachruf für Robert Dorr, im „Mannus, Zeitschrift für Vorgeschichte", Bd. IX, S. 222 ff., eine Abhandlung „Der Bronzedepotfund von Dambitzen, Kr. Elbing, Westpreußen".

Von Forschungen und Ausgrabungen ist folgendes als besonders bemerkenswert zu berichten: Bei Tolkemit wurden wieder neolithische Scherben und Feuersteingeräte gefunden. In Birkau, Kr. Elbing, untersuchte der Vorsitzende ein vorgeschichtliches Hügelgrab, im Volksmunde als „Heidengrab" bekannt, das aber leider schon zerstört war. Gefunden wurde eine kleine, leere Steinkiste. Ein neuer Burgwall wurde ermittelt bei Koggenhöfen, Kr. Elbing. Es ist ein Abschnittswall. Eine burgwallähnliche Anlage wurde bei der Försterei Hohenwalde bei Cadinen festgestellt. Ferner erhielt der Vorsitzende auf einer Wanderung Kenntnis von einem „Schloßberg" bei Wolfsdorf-Höhe (Kr. Elbing). Alle diese drei Stellen sind noch zu untersuchen. Im Juli fanden an fünf Tagen Untersuchungen an der Stelle des alten Ordenshofes Vogelsang (Frische Nehrung) statt. In mehreren Kulturschichten wurden daselbst ordenszeitliche Scherben, Angelhaken, Boots- und andere Nägel, auch eine bronzene Nadel gefunden. Vor allem aber sind umfangreiche Versuchsgrabungen auf dem Gelände des alten Elbinger Ordensschlosses zu erwähnen. Die Elbinger Altertumsgesellschaft beabsichtigt durch planmäßige Ausgrabungen die noch immer umstrittene Lage des Ordensschlosses und seine Baugeschichte zu ermitteln. Die Versuchsgrabungen fanden im April und

Oktober statt. Die Mittel dazu waren von den städtischen Behörden in Elbing, vom Verein zur Herstellung und Ausschmückung der Marienburg, von der St. Georgenbrüderschaft in Elbing und von privater Seite gestiftet worden. Unter dem mittelalterlichen Pflaster, das wieder überall in einer Tiefe von $1^1/_4$—$1^1/_2$ m festgestellt wurde, traten Reste von Fundamenten hervor. Die zahlreichen Formsteine, darunter Teile von großen Maßwerkblöcken, ferner Bruchstücke von Skulpturen, besonders auch der in drei Bruchstücken zutage getretene Torso einer tönernen „törichten Jungfrau" lassen nach Steinbrechts Ansicht darauf schließen, daß es sich bei den Fundstücken wohl um die Reste eines Kapellenportals aus der ältesten Ordenszeit, etwa 1250, handelt. Die Elbinger Altertumsgesellschaft hofft durch weitere Bewilligung von Mitteln in die Lage gesetzt zu werden, die bisher recht erfolgreichen Untersuchungen fortzusetzen.

Zur Betätigung auf dem Gebiete der Denkmalspflege hatte die Elbinger Altertumsgesellschaft wiederholt erfolgreich Gelegenheit. Die Sammlungen des Vereins wurden besonders durch die Fundgegenstände bei den Ausgrabungen vermehrt.

Der Vorsitzende Prof. Dr. Ehrlich wurde gelegentlich des 75jährigen Jubiläums der Altertumsgesellschaft Prussia in Königsberg, bei dem er die Glückwünsche der Elbinger Altertumsgesellschaft überbrachte, zum korrespondierenden Mitgliede der Prussia ernannt. Dr. Ehrlich.

---

2. Coppernicus-Verein für Wissenschaft und Kunst zu Thorn.

Vereinsjahr vom 19. Februar 1918 bis 19. Februar 1919.

Die Mitgliederzahl betrug am Schluß des Vereinsjahres: 8 Ehren-, 9 auswärtige, 101 einheimische. Vorsitzender war Pfarrer Lic. Freytag, stellvertretender Vorsitzender Pfarrer Heuer. Es fanden folgende Versammlungen statt: Die Festsitzung am 19. Februar und 7 Monatssitzungen, die sich eines zufriedenstellenden Besuchs erfreuten; zum erstenmal hielt in diesen auch eine Dame einen Vortrag. Auf Anregung des Pfarres Heuer wurde eine wissenschaftliche Vortragsreihe veranstaltet, die den nicht ganz zutreffenden Namen erhielt: Thorner Volkshochschulkursus. Es trugen vom 4. November 1918 ab je 6 Wochen hindurch je an einem Abende vor: Oberlehrer Dr. Jacobi „Deutsche Geschichte von 1848 bis zur Gegenwart"; Oberlehrer Johannes „Was ist Elektrizität?"; Dr. Wittig „Der Bau des menschlichen Körpers und die Tätigkeit seiner Organe"; Pfarrer Heuer „Deutsche Meister der Kunst von Dürer bis Menzel". Der Singsaal des Lyceums, in dem die Vorträge stattfanden, reichte kaum aus, so drängten sich die Hörer, so daß der nach Neujahr folgende 2. Kursus in der Aula der Knabenmittelschule stattfinden mußte. Hier trugen vom 3. Februar 1919 ab wiederum 6 Wochen hindurch in je einer Abendstunde vor: Oberlehrer Johannes über „Populäre Astronomie"; Oberlehrer Carstenn „Der Kampf um den Sinn des Lebens in den letzten hundert Jahren"; Pfarrer Heuer „Deutsche Meister der Kunst im 19. Jahrhundert"; Dr. Gerbis „Ausgewählte Kapitel aus der Gesundheitspflege". Der Besuch war wieder ein sehr starker, am stärksten (367 Zuhörer) in dem Vortrage über Kunst. Zuschüsse waren trotz der hohen Unkosten nicht erforderlich, der Kursus erhielt sich selbst. Es wurde beschlossen, fortan, wenn angängig, jeden Winter 2 solcher Vortragsreihen zu veranstalten.

Vereinsjahr vom 19. Februar 1919 bis 19. Februar 1920.

Die Mitgliederzahl ist durch Fortzug vieler Deutscher gesunken und noch nicht genau festzustellen, zirka 90. Durch die Entwertung des Geldes und die gesteigerten Ausgaben (Druckkosten für die „Mitteilungen") wird der Verein voraussichtlich in eine schwere Lage kommen — Vorsitzender ist seit dem Vorjahre Pfarrer Heuer, stellvertretender Vorsitzender zunächst Pfarrer Lic. Freytag und nach dessen Fortzug im September (er wurde wegen seiner Verdienste um den Verein zum Ehrenmitgliede ernannt) Rektor Lottig. Folgende Versammlungen wurden abgehalten: Die Festsitzung am 19. Februar (Vortrag des Oberlehrers Carstenn über Zarathustra) und fünf Monatssitzungen mit Vorträgen. Vom 3. November ab fanden wieder Vortragsreihen statt, und zwar lasen die Herren Oberlehrer Beckherrn und Gentil über „Optik"; Carstenn über „Hebbel als Dramatiker"; Dr. Schröder über „Die volkswirtschaftliche Entwickelung (ausgewählte Kapitel aus der Wirtschaftsgeschichte) Deutschlands"; Pfarrer Heuer über „Michelangelo, der Mensch und der Künstler"; jeder der Herren hielt außerdem mit einem kleineren Kreise Übungen ab. Die Vorträge

waren weit weniger besucht als die vorigen, was mit der Deutschenflucht zusammenhängt. Immerhin kann der Verein auch mit dieser Veranstaltung noch zufrieden sein: zusammen etwa 450 Hörer. Er hat die Absicht, auch in Zukunft unter den erschwerten Umständen diese Kurse zu halten. Endlich hat der Verein die schon seit langen Jahren erscheinenden „Mitteilungen des Coppernicus-Vereins" weiter herausgegeben.

Pfarrer Heuer, Vorsitzender.

---

3. Historischer Verein für den Regierungsbezirk Marienwerder.

Der Verein gab das 56. Heft der Zeitschrift heraus. Es enthält die Abhandlung: Die Privilegien der dörfischen Bevölkerung des Kreises Flatow, von Otto Goerke in Flatow. An der Hand zahlreichen Urkundenmaterials bringt er Beiträge, aus denen die allmähliche Durchdringung des Kreises Flatow mit deutschen Bevölkerungselementen hervorgeht.

Durch Vorträge und Herausgabe von Flugblättern arbeitete der Verein an der Stärkung des Deutschtums, hierbei den deutschen Charakter Westpreußens, und besonders auch Pomesaniens, betonend. In einem weiteren Vortrage wurde über das Thema: Gebirgspforten und Völkertore gesprochen.

Vorsitzender des Vereins ist der Direktor des Oberlyzeums in Marienwerder, Herr E. Wernicke.

MIEJSKA PUBLICZNA BIBLIOTEKA W ELBLĄGU

Die Denkmalpflege in Westpreußen 1918/1919.

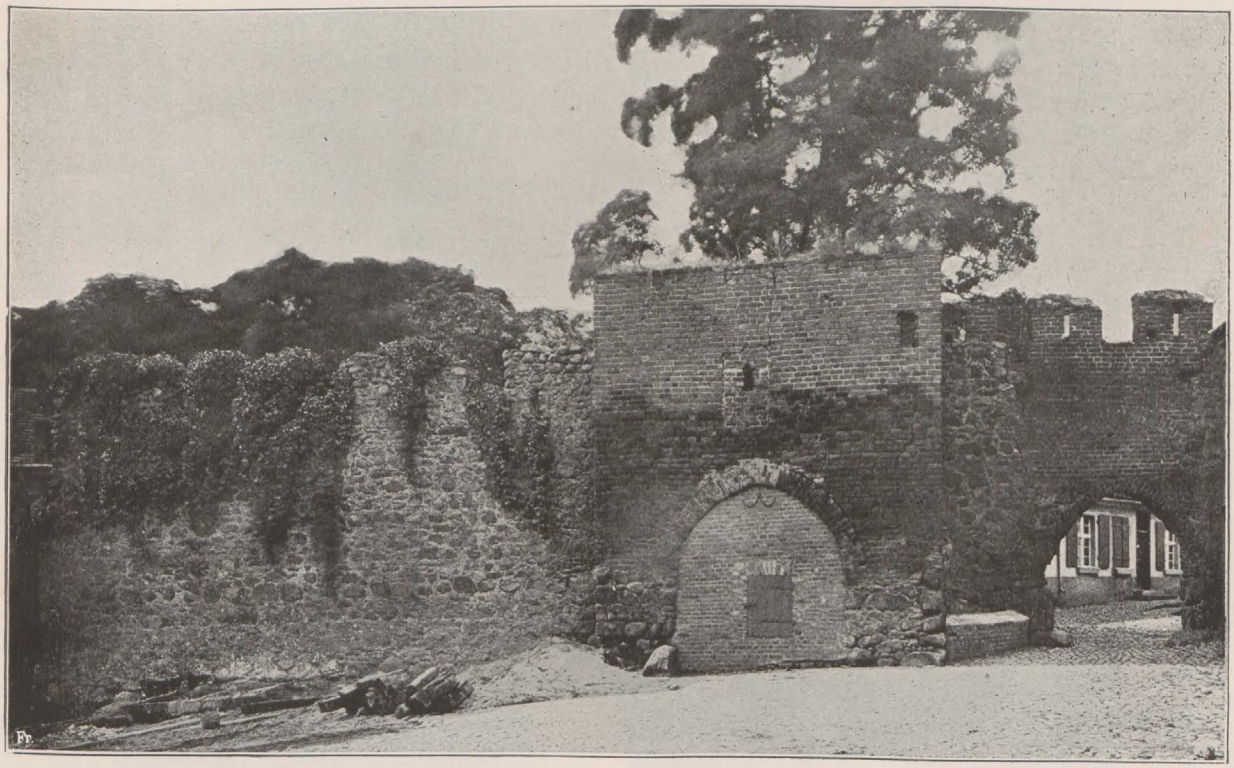
† R. Th. Kuhn aufg.

Aufnahme etwa 1870

Gottheil aufg.

Aufnahme 1920

Haus Langgasse 45 in Danzig.

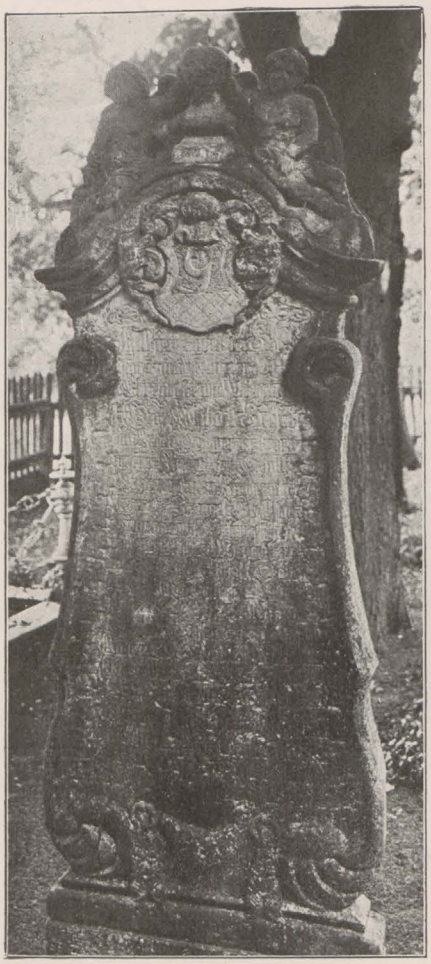


Aufn. d. Meßbildanstalt.

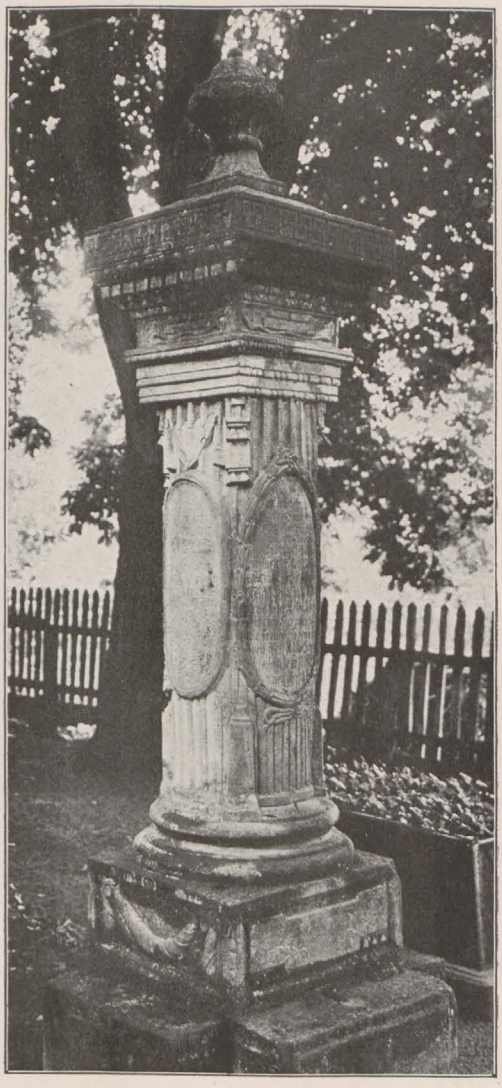
Tore der Ordensburg in Thorn.

Zehr phot.

Tonfigur vom Ordensschloß Elbing. Maßstab 1 : 4,25.

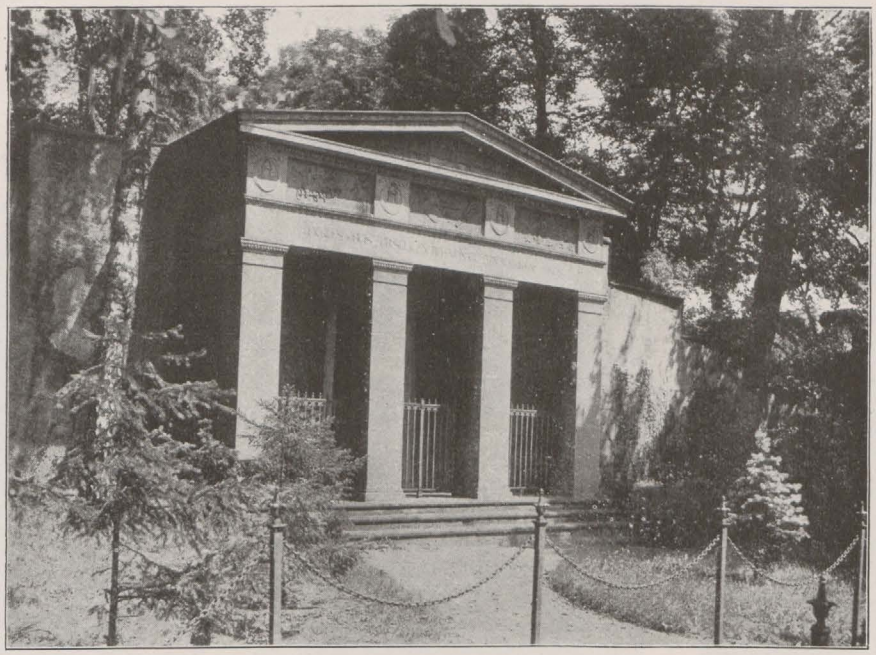


Michael Gehrt † 1793

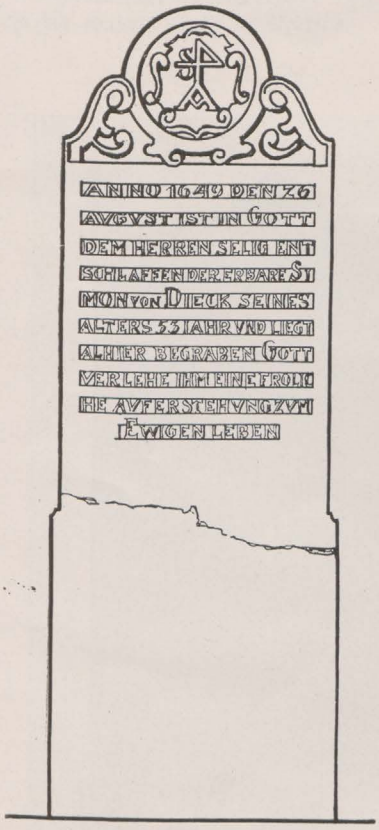


Anna Maria Gerth † 1796

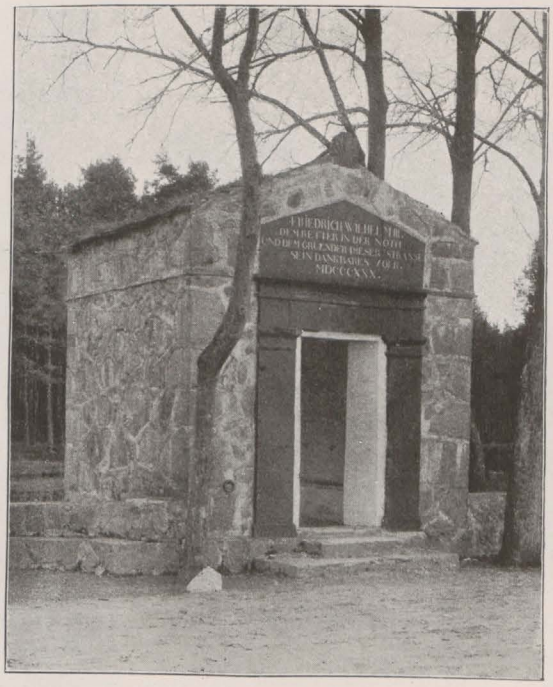
Grabdenkmäler vom Kirchhofe in Stalle.



Zehr aufg. Grabkapelle Dubois in Elbing. 1808.



Steingrabmal von 1649
in Schöneberg (Weichsel).

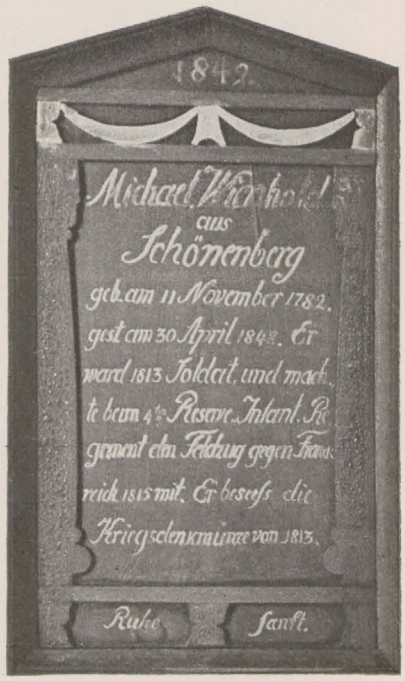


Wegedenkmal von 1830
in Schwarzwasser, Kreis Pr. Stargard.

Holzgrabmal von 1820 in
Warnau Kr. Marienburg.

Gedenktafel Grodtke 1838
in der evangl. Kirche zu Neuteich.

Kriegerdenkmal von 1813
in der altstädt. evangl. Kirche zu Thorn.



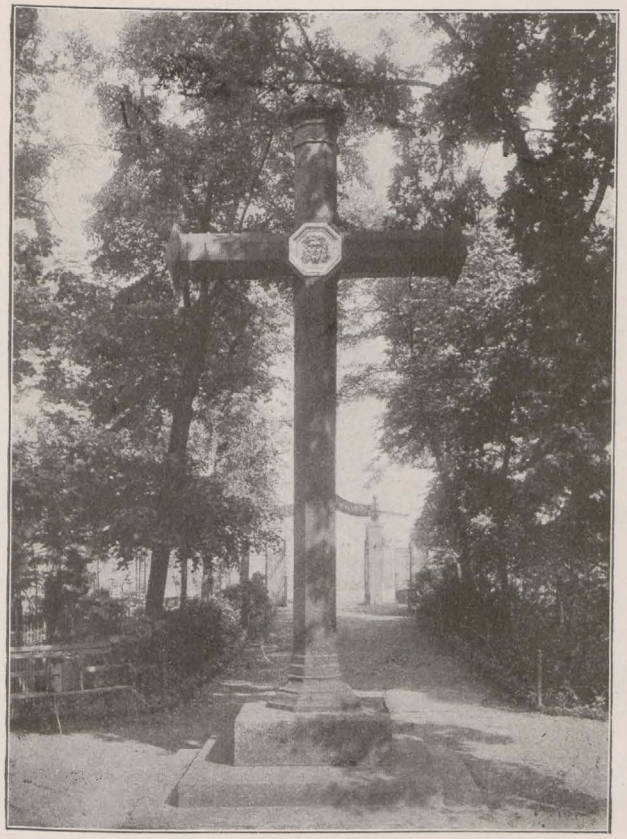
Totenschild in der evangl. Kirche
zu Schöneberg (Weichsel).

Gedenktafel in der evangl. Kirche
zu Schöneberg (Weichsel).

Gedenktafeln in der evangl. Kirche zu Kunzendorf
bei Marienburg.

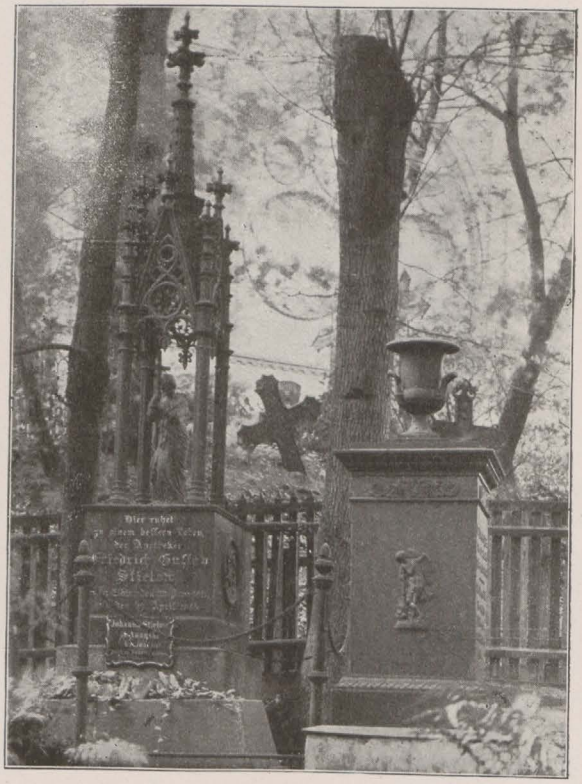
Die Denkmalpflege in Westpreußen 1918/1919.

Gußeisen-Denkmäler.



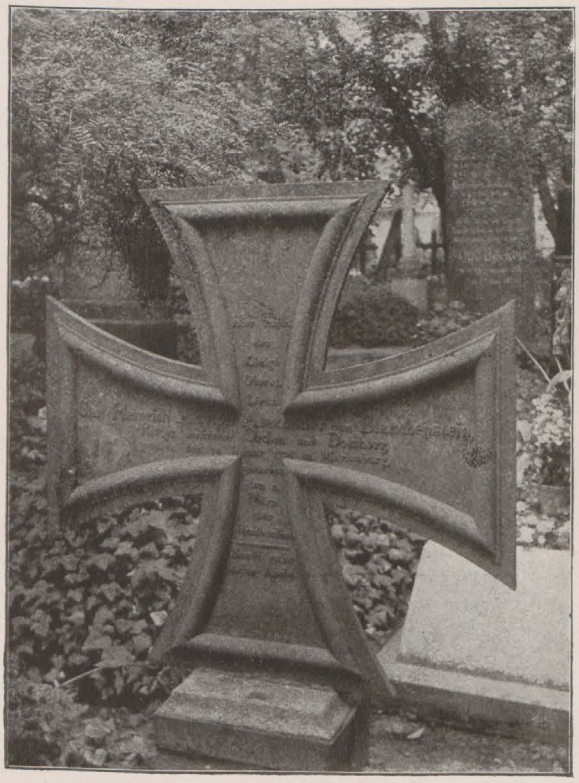
Gerdom aufg.

Friedhofs-Kreuz vom Garnison-Friedhof in Thorn.



Zehr aufg.

Grabmäler Stielow 1856 — Mützell 1831 vom St. Marien-Friedhof in Elbing.



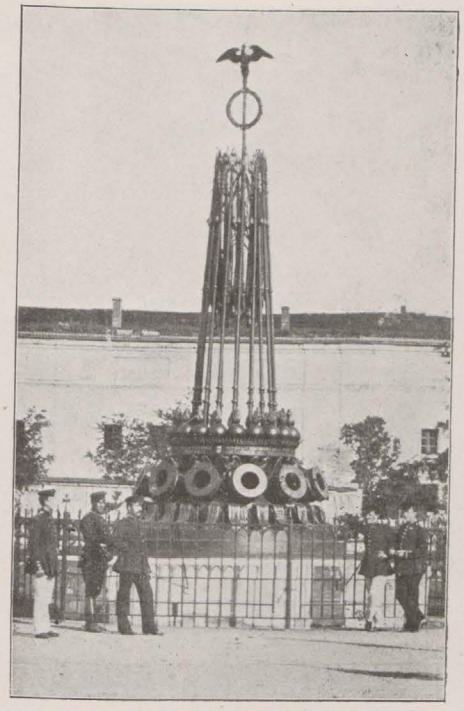
Zehr aufg.

Grabdenkmal v. Blanckenstein, 1842, vom Georgen-Kirchhof in Marienburg.

Gerdom phot.

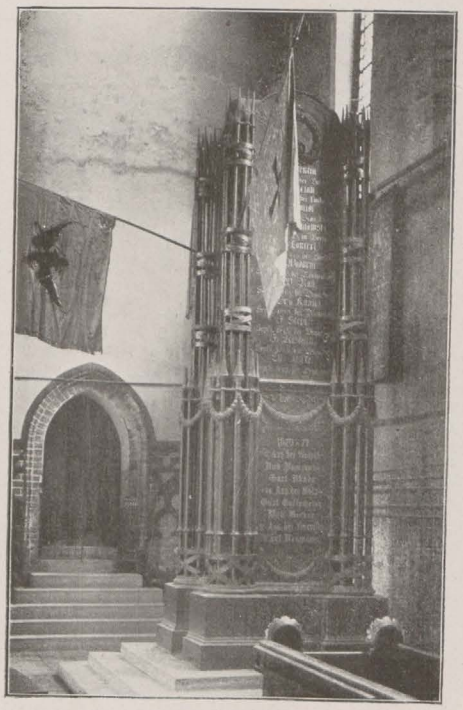
Grabmal der 1849 beim Kasernenbrande des Jakobsforts verunglückten Soldaten, auf dem Garnison-Friedhof in Thorn.

Die Denkmalpflege in Westpreußen 1918/1919.



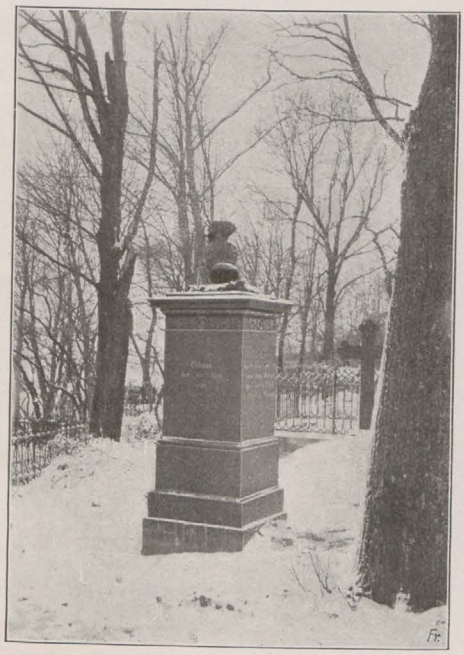
Czempinski aufg.

Denkmal für den General-Feldmarschall de l'Homme de Courbiere auf der Feste Courbiere. 26. Mai 1815 eingeweiht.



W. Zehr aufg.

Kriegerdenkmal im Dom zu Marienwerder.



v. Bessersches Grabmal auf dem Friedhof Riesenburg.

C. Hesse phot.

Trauerfahne des Hauptmanns Niklas Schmidt in St. Marien zu Danzig.

WOJEWÓDZKA
BIBLIOTEKA PUBLICZNA
ELBLĄG
XV,